

Heinz Wülker:

## Vier Generationen eines deutschen Bürgergeschlechts

Die Familie ist die kleinste biologische Einheit in einem Volkstypus, etwa vergleichbar der einzelnen Zelle in einem tierischen oder pflanzlichen Organismus. Als „Kleinfamilie“ umschließt sie die Verbindung von Eltern und Kindern, also die nächsten zusammengehörenden Verwandten in zwei Generationen. Die bevölkerungsstatistische Erfassung dieser Kleinfamilien ist für die Kenntnis der Veränderungen in unserem Volkstypus von besonderem Wert und sehr viel aufschlußreicher als nur eine Statistik der jährlichen Geburten, Trauungen und Sterbefälle. Diese Art der Erhebung muß sich aber notwendigerweise meist auf bestehende Familien der Gegenwart beschränken, wie sie so etwa in der Familienstatistik der Volkszählungen 1933 und 1939 durchgeführt wurde oder in Untersuchungen wie den Thüringischen Erhebungen (Aitel und Weber, Stengel-u. Ruffowski).

Wollen wir aber über die in der Gegenwart lebenden Familien hinaus in unserer Bevölkerungsentwicklung weiter zurückgreifen und Familienstatistiken etwa aus dem 17., 18. oder 19. Jahrhundert aufstellen, so verlangt hier diese Methode einer Erfassung der lebenden Generation selbstverständlich, um ein oder zwei Generationen können uns wohl Sippschaftstafeln, wie sie in Schulen oder Gesundheitsämtern erstellt werden, zurückführen, doch stellen auch sie in den Probantenfamilien schon eine einseitige Auswahl nach der Größe der Familien dar. Für anfängliche Familien des Bauerntums bieten dagegen die neugeschaffenen Dorfsippenbücher<sup>1)</sup> eine wertvolle Quelle für ältere Zeiten, aber auch sie verfügen bereits bei dem beweglichen Teil der Landbevölkerung, da sie für diesen nur die Leben kürzester Erbauer zur Auswertung gelangen lassen und so auch wieder eine einseitige Auslese darstellen. Die geringste Möglichkeit, zu einer verlässlichen Familienstatistik zu gelangen, bieten die Kirchenbuchauswertungen dagegen für bürgerliche Familien mit häufigem Ortswechsel; auch entsprechende Auswertungen für Städte<sup>2)</sup>, wie sie bisher kaum durchgeführt wurden, werden wegen des häufigen Orts- oder wenigstens Kirchgemeindefwechsels bei beweglichen Familien (viele Akademiker, Beamte, Kaufleute u. a.) kein befriedigendes Ergebnis bringen. Denn bei den beruflich erfolgreichen Teilen dieser sozialen Gruppen wechselt der Ort der Tätigkeit mitunter so schnell, daß die Kinder in 2, 3 oder oft 4 Orten zur Welt kommen können<sup>3)</sup>.

Gerade diese Familien des aufsteigenden Bürgertums und der „Oberflucht“ interessieren uns aber in

ihrer Entwicklung in vergangenen Generationen, teils weil sie in jüngster Zeit die ersten Träger des Geburtenrückganges waren, teils auch wegen ihrer Bedeutung als erbbiologische Ausleisegruppen. Hier scheint die Lücke in den verarbeiteten Kirchenbüchern nun durch einen Zufall ausgefüllt zu sein. Denn für keine andere soziale Gruppe außer dem Adel besitzen wir sovieler gedruckte umfangreiche Familiengeschichten, Geschlechterverbände, Nachfahrentafeln und ähnliche Quellen wie für das städtische Bürgertum. Was liegt näher, als diese große Menge an Vorarbeiten auch für die bevölkerungsbiologische Auswertung heranzuziehen zu wollen? So einfach aber eine solche Auswertung erscheint, bei kritischer Betrachtung zeigt sich, daß auch diese „Familiengeschichten“ bereits eine sehr einseitige Auslese darstellen können. Um die Möglichkeiten für die bevölkerungsbiologische Auswertung von Familiengeschichten und andererseits die bestehenden Grenzen und Gefahren für Fehlschlüsse einmal darzustellen, wird hier die Auszählung einer in mehrfacher Richtung interessanten Nachkommenzusammenstellung<sup>4)</sup> wiedergegeben, deren auffallendstes Merkmal ihre starke Ausdehnung in wenigen Generationen zusammen mit überdurchschnittlicher sozialer Leistung ist.

### I.

Aus der im Jahre 1820 geschlossenen Ehe des Stammeltnepaars (Direktor der Ritterakademie in Brandenburg a. S., Dombor D. Dr. phil.), dessen Nachkommen in der vorliegenden Familiengeschichte zusammengestellt sind, geben 12 Kinder hervor, die alle 12 das heiratsfähige Alter erreichten, selbst heirateten und bis auf einen Sohn auch wieder eigene Nachkommen haben (Tab. 1). Der hohen Kinderzahl dieser Ehe entsprechen ein niedriges Heiratsalter der Frau (20 $\frac{1}{2}$  Jahre), ein hierdurch bedingtes gleichfalls geringes Alter bei der ersten Geburt (etwa 21 $\frac{1}{2}$  Jahre), die fast völlige Ausnutzung der gebärfähigen Zeit in der „natürlich vollendeten“ Ehe, sodas die letzte Geburt erst in das 42. Lebensjahr der Ehefrau fällt, und ein verhältnismäßig geringer Abstand zwischen je 2 Geburten (21 $\frac{1}{2}$  Monate). Auch das Heiratsalter des Mannes liegt im Gegensatz zu den folgenden Generationen mit Knapp 25 Jahren niedrig, der Altersunterschied zwischen den Ehegatten ist gering (4 Jahre).

Aus den 11 fruchtbarsten Ehen der Kinder (mittleres Heiratsjahr 1858) stammen 93 Enkel. Eine durchschnittliche Geburtenzahl von 8 Ehen oder 8 $\frac{1}{2}$  Kindern in einer fruchtbarsten Ehe ist auch für Ehen aus dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts schon eine ungewöhnlich starke Fortpflanzung. Wieder sind fast alle Ehen natürlich vollendet (9 von 12), für die übrigen ist die Lösung vor Beendigung der fortpflanzungsfähigen Zeit ohne Bedeutung: eine Ehe von 12jähriger Dauer war in dieser langen Zeit kinderlos geblieben, eine zweite hatte in 15 Jahren 3 Kinder hervorgebracht, doch lag die letzte Geburt schon fast 9 Jahre vor der Lösung der Ehe durch Tod, und im 3. Fall hinterließ

<sup>4)</sup> Das Geschlecht Blume. Herausgegeben von E. Feinge, Hannover 1935.

<sup>1)</sup> A. Aitel und E. Weber, Die unterschiedliche Fortpflanzung. „Politische Biologie“, Bd. 8 (1900) (Hilting, Sonderveröffentlichung) und Bd. 9 (1900) (Beunz und Angewandt), L. Stern-Verl.-u. Kartograph. Die unterschiedliche Fortpflanzung. „Politische Biologie“, Bd. 10 (1900) (Hilting, Bauer). J. S. Lehmanns Verlag, München-Berlin 1940.

<sup>2)</sup> Herausgegeben vom „Verein für bayerische Sippenkunde und bayerisches Wappenwesen e. V.“, bisher 30 Dorfsippenbücher erschienen und weitere in Vorbereitung.

<sup>3)</sup> Prof. Dr. Bienenberg, Die Bevölkerungsgeschichte eines deutschen Adelsgeschlechts im 19. Jahrhundert. „Blutensammler“, 8. Heft 3. Archiv f. Bevölkerungswiss., 1940.

<sup>4)</sup> So werden in der hier dargestellten Familie die 12 Kinder der Ausgangsreihe in 3 verschiedenen Orten geboren, bei 11 Ehen dieser Kinder verteilen sich in 5 Fällen die Geburten auf je 2 bis 5 verschiedene Städte.

Tabelle 1.

Mittleres Heiratsjahr	Geburtsjahr			davon (soweit bekannt)				verheir.		Heiratsalter		Alter- unter- schied	Alter der Frau bei der		Durch- schnittl. Geb.- abstand
	ins- ges.	je Ehe	je frucht- bare Ehe	unt. 13.	2-21/2.	über 21 1/2.	noch leb.	insges.	mit Kind.	des Mannes	der Frau		1. Geb.	letz. Geb.	
1820 (Eltern)	12 (F <sub>1</sub> )	12	12	—	—	—	—	12	11	24,92	20,75	4,17	21,58	41,17	21 1/2 Monate
1858 (Kinder F <sub>1</sub> )	93 (F <sub>2</sub> )	7,8	8,5	11	4	14	8	56	45	35,25	24,00	8,25 min- dest.	24,33	39,63	24
1891 (Enkel F <sub>2</sub> )	181 (F <sub>3</sub> )	3,3	4,0	7	15	10	50	88	77	34,33	25,33	9,0	26,08	35,42	29 1/2

die vorzeitig gelöste Ehe bereits 13 Kinder. Die volle Ausnutzung der möglichen Fruchtbarkeitszeit der Frauen kommt wieder in einem Alter von knapp 40 Jahren bei der letzten Geburt zum Ausdruck (natürlich vollendete Ehen), einem sehr niedrigen Heiratsalter der Frau und entsprechendem bei der ersten Geburt; die beiden letzten Werte sind richtiger als mit dem zu hohen Durchschnittsalter in Tab. 1 mit der korrigierten, eingeklammerten Zahl von nur knapp 23 und 24 Jahren anzusehen, da 2 Sonderfälle (Berufswechsel eines Mannes, der nach langem Auslandsaufenthalt erst mit 51 Jahren eine 30jährige Frau heiratet; amerikanischer Oberst, der ebenfalls erst in höherem Alter eine 29jährige Frau heiratet) bei der geringen Anzahl der Ehen zu stark ins Gewicht fallen. — Auffallend und nicht durch Zufall, sondern wohl durch die Heiratsfittre der sozialen Gruppe zu erklären ist das hohe Lebensalter der Männer in dieser Generation, die bei der Eheabschließung durchschnittlich schon 33 1/2 Jahre alt waren (wieder ausschließlich der beiden extremen Spätesten und eines mit 52 Jahren zum drittenmal heiratenden Wittwers). Den gleichen Hinweis auf andere Heiratsverhältnisse des Bürgertums auf die Mitte des 19. Jahrhunderts gibt der große Altersabstand zwischen den Ehegatten: die Männer sind schon in den 9 als einigermassen normal zu bewertenden Fällen um mehr als 8 Jahre älter als die Frauen. Der Grund dafür mag darin liegen, daß durchschnittlich der Mann erst heiratet, nachdem eine feste Lebensgrundlage geschaffen ist. Stärker als in der Gegenwart mußte die Sicherung der Familie durch Pension oder Vermögen notwendig erscheinen, da der junge Ehemann eine große Familie als selbstverständlich ansah und die Frau als mögliche Lebensrührin der Kinder nach einem zu frühen Tode des Mannes ohne eine Frauenberufsausbildung noch ausfiel.

Von den 93 Nachkommen der Enkelgeneration stirbt ein Teil vor Erreichen des heiratsfähigen Alters, doch ist die Säuglingssterblichkeit mit etwa 12% für das Bürgertum dieser Jahre wohl durchschnittlich, und auch die Sterblichkeit von weiteren 16% bis zum Alter von 21 bzw. für Mädchen bis 18 Jahren, also bis zum „heiratsfähigen Alter“, hält sich in mäßigen Grenzen. Fast 2/3 der Nachkommen heiraten, und etwa die Hälfte hat wieder eigene Nachkommenschaft.

Mit der hohen Kinderzahl der zweiten Generation hängt die ungenügende Ausdehnung der Nachkommenschaft unseres Stammelternpaares bereits ab, und die Fortpflanzung der folgenden dritten Generation, deren 55 Ehen sich um den Mittelwert des Jahres 1891 gruppieren, nähert sich der normalen Fruchtbarkeit bürgerlicher Familien kurz vor und um die Jahrhundertwende. Aus 55 fruchtbaren Ehen gehen 181 Enkel hervor, auf eine Ehe treffen nur

nach 3,3 Geburten, auf eine fruchtbare Verbindung gerade 4, auf die Hälfte des Wertes in der Generation vorher. 10 Ehen oder 18% blieben überhaupt kinderlos. Eine kleine Anzahl der Enkel mag noch zur Ehe gelangen, wird jedoch den Wert von 88 verheirateten oder 77 selbst wieder fruchtbar verheirateten Nachkommen nicht mehr wesentlich erhöhen. Da zum Verfall von 55 Elternpaaren aber wenigstens 110 fruchtbare Kinder nötig wären — statt der tatsächlich vorhandenen 77 —, ist in der dritten Generation also das notwendige Erhaltungsmilieu schon nicht mehr erreicht! Auch die ausgedehnte Nachkommenschaft hat einen Teil ihrer Substanz dem Geburtenrückgang geopfert. Für diesen Rückgang der Geburtenzahl je Ehe kann weder eine Änderung des Heiratsalters, das beim Manne etwa dem der vorhergehenden Generation entspricht und bei der Frau nur um 1 bis 1 1/2 Jahre höher liegt, noch etwa eine durchschnittlich kürzere Ehedauer verantwortlich gemacht werden, denn auch die fruchtbaren natürlich vollendeten Ehen bringen es nur noch auf knapp 5 Geburten, sondern allein die beachtliche Kleinblutigkeit der Familie. Die natürlich vollendeten Ehen sind aber — ein weiterer Hinweis auf Geburtenbeschränkung — schon durchschnittlich in einem Alter der Frau von 35 1/2 Jahren durch die letzte Geburt abgeschlossen; auch der Abstand zwischen 2 Geburten ist um fast 6 Monate größer geworden. Die folgenden Generationen sind noch zu wenig in ihrer Entwicklung abgeschlossen, um sie in die Unterjochung einzubringen.

Unser Überblick von der Eltern- bis zur Enkelgeneration genügt für die folgende weitere Auswertung, um festzuhalten, daß die Ausdehnung der Nachkommenschaft B. vor allem von der 1. und 2. Generation getragen ist und hier durch das zufällige? Zusammenreffen mehrerer günstiger Umstände zustande kommt: niedriges Heiratsalter der Frauen und vorwiegend natürliche Vollendung der Ehen; dadurch bedingt ist die volle Nutzung der Fruchtbarkeitsjahre mit 12 bis durchschnittlich 8 1/2 Kindern möglich, sodas die letzte Geburt mit 41 bzw. knapp 40 Jahren der Frau nahe an die natürliche Fruchtbarkeitgrenze heranrückt. Das Fehlen jeglicher Sterblichkeit vor der Ehe in der F. und ihr geringes Ausmaß bei den Enkeln begünstigt eine große Zahl verheirateter Nachkommen und damit die weitere Ausdehnung. Dazu kommt als förderndes Element 3. T. die religiöse Bindung, zum anderen die günstige soziale Stellung, aus der sich kaum Motive für eine Kleinblutigkeit der Familie ergaben, während die positive Wertung einer großen Familie gerade für viele im öffentlichen Leben tätige Nachkommen zu sehr zu unterstützen ist. Berufserfolg und Geburtenzahl stehen in Beziehung. Schon in der Ausgangsreihe wird der Aufbau

einer großen Familie durch den frühen Übergang in leitende und wirtschaftlich dabei besser gestellte Positionen ermöglicht, und die gleiche Beziehung zwischen guter sozialer Leistung, Berufserfolg und Familienvergrößerung ist auch für die folgende — dagegen nur für einen Teil der letzten Generation — festzustellen: im Zusammenfallen der Bewahrung guter Lebenlagen für Leistung und der hohen Kinderzahl herrscht positive Auslese vor, erst in späteren Generationen schlägt sie in entsprechenden Familien in ihr Gegenteil, die soziale „Gegenauslese“, um.

In sozialer Beziehung ist die Nachkommenschaft B. durch das Vorherrschen studierter Berufe (etwa zur Hälfte) bei direkten Nachkommen und angeheirateten Partnern gekennzeichnet, denen sich als nächst stärkste Gruppe die Offiziere anreihen.

Mehrere Verlagbuchhändler als Leiter eines bekannten Verlages (und Buchdruckereibesitzer) leiten zu den Handel und Wirtschaft tätigen Nachkommen über, unter denen die erreichten Lebensstellungen (Generaldirektor eines großen Industrieunternehmens, 2 Bankdirektoren und andere leitend Tätige) wieder hohe Berufstätigkeit nachweisen, während sich gleichzeitig in dieser Gruppe hinter der Sammelbezeichnung des „Kaufmanns“ die verschiedensten sozialen Stellungen verbergen. Unter den Landwirten sind mehrere Rittergutsbesitzer und -pächter erfasst. Im einzelnen sollen die genauen Berufsangaben der Kinder- und Enkelgeneration ein Bild der sozialen Leistungsfähigkeit und erreichten Lebensstellung der Nachkommen geben (s. unter Tab. 2). (Nachkommen, die im Kriege gefallen oder jung gestorben sind, befanden sich 3. T. noch in der Ausbildung oder in Anfangsstellungen, sodas für diese nur der gewählte Beruf, aber nicht die endgültige Lebensleistung zum Ausdruck kommt.) — Außer der sozialen Stellung der direkten und angeheirateten Nachkommen gibt die Tabelle 2 auch die Berufe der Schwiegerväter jeder Generation wieder, soweit diese bekannt waren, die ebenso wie die Heiraten der Töchter auf ein Vorherrschen gleichartiger (homogamer) Eheverbindungen hinweisen. Diese gleichartigen Eheverbindungen sind es, die — in Gemeinschaft mit dem Erbgut des „Domberns“, der als Persönlichkeit und Begabung den Durchschnitt des Bürgertums seiner Zeit übertrage — eine gleichbleibende Leistung auch in den späteren Generationen sichern. Die „richtige“ Ehevahl wiederum ist aber durch die prägende Kraft und Tradition der hochwertigen Familie mitbestimmt, die auch da, wo der Einzelne wählt, dessen Wahl soweit begünstigt, daß er darauf achtet, die angeheirateten neuen Familienmitglieder nicht aus dem Lebensstil und geistigen Niveau der eigenen Familienangehörigen herauszulassen.

Zwei weitere Feststellungen liegen für den Betrachter nahe. Die erste ist die enge Beziehung zwischen Soldatentum und geistigen Interessen in der Familie B.; so ist es, um nur ein Beispiel herauszugreifen, mehr als Zufall, daß ein Nachkomme in der F. als hoher Offizier und Militärschriftsteller den Titel eines Dr. h. c. einer deutschen Universität erhält. Die zweite Feststellung ist das starke Hervortreten des evangelischen Pfarrhauses, das ja aus anderen bevölkerungspolitischen Untersuchungen bekannt ist. Stellt man die Ahnentafel für die Kindergeneration auf, so sind die Vorfahrennummern 3, 6, 8 und 12 von Pfarrern eingenommen. Die Ausgangsperson gibt das ursprüngliche theologische Studium auf. Die spätere Stellung als evangelischer „Domherr“ und theologischer Ehrendoktor regt, obgleich er nicht dem Pfarrerstand selbst angehört, zu einem Vergleich mit dem unter dem Slibat lebenden katholischen Domberren an. 12 Kinder, 93 Enkel und 181 Urenkel füllen zum großen Teil mit hohen Leistungen ihren sozialen Platz im Volke aus. Was steht dieser Nach-

Tab. 2.

Generation	Berufe der männlichen Nachkommen (S. = Sohn), Elternämter der weiblichen (Sf. = Schwiegerfater) und Väter der Ehepartner (Sv. = Schwiegervater).						
	Arbeits- mit- tel	Offi- zier	Ver- waltung- beruf- lich	Bank- u. d. and. Wirt- schaftl.	Land- wirtsch.	Land- wirtsch. Ämter	and. Berufe
Eltern . . . .	1						
Kinder	S. . . . .	1	3				
	Sf. . . . .	4		2	1	1	
	Sv. . . . .	2	1	4	1	1	2
Enkel	S. . . . .	17	6	2	9	1	1
	Sf. . . . .	18	1	1	7	3	
	Sv. . . . .	21	1		9	7	1 (7%)
Urenkel	S. . . . .	44	10	3	8	6	1
	Sf. . . . .	28	7		10	1	

Genau Berufsangaben. F. S.: Titularprofessor für Musik u. Leutn. a. D., General der Inf. Dr. h. c., Generalmajor, amer. Oberst. Ss.: Oberamtsrichter Dr. jur., Gymnasialdirektor, 2 Verlagbuchhändler, Landwirt, Universitätsprofessor, Großkaufmann in W.S., Rittergutsbesitzer. F. S.: 2 oed. Universitätsprofessoren, Pastor, Dr. rer. pol. u. Verlagbuchhändler, Dr. med., Kreisrichter, Oberverwaltungsgerichtsrat, Konsul im A.L., Amtsgerichtsdirektor, Dr. jur., Kap.-Mar. Amtskanzlei, Neg.-u. Bauart, 2 Ingenieure, Dr. phil. Universitätsassistent, später Privatgelehrter, Jurist u. Theologe, 2 Verlagbuchhändler, 2 Oberst a. D., Oberleutnant a. D., Major a. D., Leutnant, Leutnant 3. Bes., Generaldirektor, 2 Bankdirektoren, 4 Auslandskaufleute, 2 Kaufm., Angestellte, Landwirt, Marineoffizier. — Sv.: 3 Pastoren, Neg.-Bauart, Neg.-Bauartführer, Landbesitzer, Stadtschlichter, 3 Dr. med., 3 oed. Universitätsprofessoren, Oberbürgermeister, Bürgermeister, Landgerichtspräsident, Kammergerichtsrat, Präsident im Eisenbahnverwaltungsverfahren, Major a. D., Buchhändler, Sekretär, Bantbeamter, 5 „Kaufmann“, 3 Rittergutsbesitzer oder -pächter.

Kommenshaft des Vertreters einer sozialen Auslesegruppe auf der katholischen Seite gegenüber?

## II.

Soweit lassen sich die wiedergegebenen Zahlen über die bevölkerungsbiologische Entwicklung und soziale Zusammensetzung der Nachkommenschaft ohne Schwierigkeit aus der gedruckten Familiengeschichte errechnen. Schwerer ist dagegen die Frage zu beantworten, wie weit wir die Nachkommenschaft B. in ihrer starken Ausdehnung nur als eine Ausnahme ansehen dürfen, oder ob sie die allgemeine Entwicklung hochwertiger Familien im 19. Jahrhundert kennzeichnen kann, wie es Schmidt (Ahl<sup>1)</sup> für ein ähnliches Beispiel annimmt, und welche verallgemeinernden Schlüsse wir überhaupt aus dem Beispiel der Familie B. ziehen dürfen.

Zunächst werden die Eben des Elternpaars und der Kindergeneration als Beispiele gelten können, daß es in einer Zeit, als das Bürgertum durchaus nicht mit Glücks-  
gütern gesegnet war, möglich gewesen ist, oft mit sehr knappen Beamteneinkünften eine große Familie durchzubringen, 12 Kinder aufzuziehen und heiraten zu lassen. Dabei haben die 8 Töchter des „Domberns“ sicher nicht wegen hoher Mittigkeit, sondern wegen ihres eigenen Wertes (Ehewertes!) einen Mann gefunden. In der Gegenwart wird man nach einer Familie eines Akademikers mit 12 lebenden Kindern suchen dürfen. Doch ist diese Verwendung als Beispiel nicht die entscheidende Frage unserer Auswertung.

<sup>1)</sup> Berufe: Landchaftsdirektor, Gemeinverwaltungsdirktor, Apothekenbesitzer, Apotheker und Schriftführer, 3 Lehrer.

<sup>2)</sup> L. Schmidt: Aehl, Bilanz der Sortpflanzung; Auslese und Gegen-  
auslese im deutschen Volk. Archiv f. Klassen u. Gesellschafts-Biologie Bd. 33, 1930.

Kann die Familie B. aber mehr sein als Beispiel eines Einzelfalles? Ist sie typisch für die große Zahl wertvoller Familien am Anfang des 19. Jahrhunderts, als noch eine positive Auslese geherrscht zu haben scheint und die wertvollsten Familien sich u. U. stärker vermehren als der Volksdurchschnitt (vgl. Schmidt-Kehl)? Die Frage läßt sich nur soweit bejahen, daß die starke Vermehrung der Nachkommen B. nur für die allgemeine Tendenz in diesen hochwertigen Familien typisch sein kann. Und auch hinter diese Feststellung müssen wir vorläufig, ehe nicht andere Untersuchungen als die an einzelnen Familien vorliegen, ein Fragezeichen setzen. Denn jede „Familien-geschichte“, die zum Druck gelangt, stellt im allgemeinen schon eine einseitige Auslese dar und so auch die hier bearbeitete.

Diese Feststellung ist fast selbstverständlich. Hätte der Domherr B. in der Gegenwart vielleicht nur noch 10 oder 15 lebende Nachkommen, so wäre es sehr unwahrscheinlich, daß sich unter diesen zufällig gerade ein interessierter Familienforscher befände, der den Stoff zu einer Familiengeschichte zusammenträgt, und ebenso unwahrscheinlich wäre es, daß das gesammelte Material zum Druck „erlangte, weil hier ein größerer interessierter Abnehmerkreis fehlte. Je größer die Nachkommenschaft ist, um so eher sind beide Voraussetzungen erfüllt, und das ist bei den mehreren hundert lebenden Nachkommen des Domherren B. der Fall. Für die Erklärung der einseitigen Auslese solcher Familiengeschichten spricht im Fall B. noch besonders, daß die beiden Nachkommen, die das Material zu der ausgewerteten Arbeit zusammentrugen, nicht einmal Namensträger des Namens B. waren; diese nehmen unter den Nachkommen überhaupt nur einen geringen Anteil ein (9 von 93 Enkeln und 4 von 181 Urenkeln). Gerade nach der bisherigen Überbewertung des Mannesstammes wäre daher hier kaum eine Familiengeschichte zu erwarten gewesen. Man kann ja mit Recht fragen, warum die genannten Bearbeiter nicht eine Familiengeschichte auch der Nachkommen aller anderen Urosväter herausbrachten, die sicherlich weniger Nachkommen hatten. Ähnlich wie dieser werden mit Abwandlung viele andere Fälle liegen. Daneben kommen natürlich auch Beispiele vor, in denen sich wenige Nachkommen eines berühmten Mannes eine Familiengeschichte zusammenstellen oder eine bestehende Stiftung, ein gemeinsamer Besitz u. ä. die Veranlassung abgeben. Dennoch wird festzuhalten sein, daß in der überwiegenden Zahl von Fällen die Größe der Nachkommenschaft schon eine Voraussetzung für die Entstehung der Familiengeschichten war. Wenn wir dann aber aus diesen Quellen allein schon auf eine besonders starke Vermehrung des Bürgertums in diesen Familien schließen wollen, so ist das ein Trugschluß! Nachkommen aus gleichzeitig geschlossenen Ehen mit geringerer Fruchtbarkeit sind uns durch die Art der Gewinnung des Ausgangsmaterials ja entgangen.

Trotz dieser wesentlichen Einschränkung ist es nun aber doch wahrscheinlicher, daß sich in der Gruppe der leistungsfähigsten und gesündesten Volksteile mehr Nachkommenschaften großer Ausdehnung befanden als in den in Not, Armut und unter ungünstigen Lebensbedingungen Lebenden.

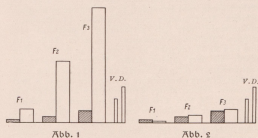
Diese Ausdehnung der Nachkommenschaft hängt ja von verschiedenen Faktoren ab, die zusammenwirken:

1. Niedriges oder hohes Heiratsalter der Frau (= Ehebeginn),
2. natürliche Vollendung der Ehe oder vorzeitige Lösung,
3. schnelle oder langsame Geburtenfolge,
4. geringe oder hohe Sterblichkeit der Kinder vor dem heiratsfähigen Alter,
5. niedriger oder hoher Ledigenanteil,

6. aus 4. und 5. folgend: große oder geringe Zahl verheirateter Kinder,
7. geringe oder große Zahl unfruchtbarer Ehen,
8. soziale Stellung ohne oder mit Motiven für Kleinhaltung der Familie.

Die an erster Stelle stehenden Faktoren würden positiv im Sinne einer hohen Nachkommenzahl wirken, die zweiten dagegen negativ, sie bedingten eine niedrige Zahl. Bei den 12 Kindern bzw. den 11 selbst wieder fruchtbareren Ehen der Kinder treten fast alle positiven Faktoren zusammen. Stellt man sich in einer Zeit vor dem allgemeinen Geburtenrückgang die Verteilung der Kinderzahlen in einem Volke in Art der Zufallskurve (Variationskurve) dar, so wäre die Mitte dieses Polygons am stärksten besetzt. Am seltensten müßten die Fälle sein, in denen nur günstige oder nur ungünstige Wirkungen zusammenwirken (vgl. etwa das bekannte Bohnenbeispiel in Vererbungslehrlbüchern). Es ist sicher richtig, daß die hochwertigen Familien häufiger die Voraussetzungen für ein Zusammenreffen vieler positiver Faktoren besaßen (Schmidt-Kehl). Der Gesundheitszustand der Frau und der heranwachsenden Kinder konnte besser sein, ein Zwang zur Kleinhaltung der Familie bestand seltener; die Zeit starker Volkvermehrung besonders im 19. Jahrhundert hatte für keine andere Volkgruppe so zahlreiche Lebensmöglichkeiten geschaffen, wenn die Leistungsfähigkeit vorhanden war, wie für die von uns betrachteten wertvollen bürgerlichen Familien, und hier war Lebensraum nicht nur für den einzelnen Ledigen, sondern für Familien vorhanden. So kann die Familie B. insofern als Beispiel kennzeichnend sein, als die bei ihr zusammentreffenden Voraussetzungen den höchsten Wahrscheinlichkeitsgrad in den hochwertigen Familien besaßen. Trotzdem wird aber für einen exakten Nachweis der tatsächlich stärkeren Vermehrung dieses Volksteils eine Untersuchung notwendig sein, die nicht von einzelnen, u. U. schon nach ihrer Größe ausgewählten Nachkommenschaftsaufstellungen ausgeht, sondern für eine geschlossene soziale Gruppe — etwa zu Beginn des 19. Jahrhunderts — die Nachkommen zusammenstellt, wie es in ähnlicher Form schon für Adel und Bauentum<sup>9)</sup> versucht worden ist.

Vergleichen wir abschließend noch die Nachkommenschaft B. mit einem „Mittelstoll“ für die Bekanntheit und dem Durchschnitt der Volkvermehrung, so erhalten wir das folgende Bild (Abb. 1). Hierbei



ist als „Stoll“ der Bekanntheit angenommen, daß jedes Ehepaar zu der Erhaltung seiner Erbanlagen durch-

<sup>9)</sup> S. v. Barthe, Niederachsen-Büch. Soziologische und bevölkerungspolitische Untersuchungen der niederländ. Geschlechter mit adliger Tradition. Jena 1938 (berücksichtigt nur den Mannestamm). S. Wülker, Bauernamt am Rande der Großstadt. I. Bevölkerungsbilogie der Börser Gainsbols, Dohrenmoos und Litz (Sannover). B. Gieseler-Verlag, Leipzig 1931.

chnittlich wenigstens 2 fruchtbare Kinder, 4 fruchtbare Enkel und 8 fruchtbare Urenkel haben muß\*) In Abb. 1 ist die Familie B., in Abb. 2 eine mit dieser verwandte andere Familie dargestellt (Schwiegervater eines der B.-Kinder). Als Vergleichsmaßstab ist in beiden Abbildungen die Vermehrung des deutschen Volksdurchschnittes beigegeben, die von 1816 bis 1933 eine Verdreifachung ausmacht. Da dieser Zeitraum nicht ganz von unserer 3 Generationen umspannt wird, ist statt des 3fachen

\*) Einzelheiten hierzu bei Schmidt-Rehl, zit. unter Anm. 7.

Mit Ausnahme einer hiesigen Ehe in der Nachkommengeneration (Enkel x Nichte-Ehe) sind unter den berücksichtigten Nachkommen keine Veranhebungen, durch die das notwendige Lebendminimum herabgesetzt würde, vorgekommen. Vgl. auch hierzu Schmidt-Rehl.

wohl nur ein 2facher Wert anzusetzen. Abb. 1 zeigt hier für die im Deutschen Reich lebenden Nachkommen die Stärke, Abb. 2 dagegen die schwächere und ungenügende Vermehrung einer hochwertigen Nachkommenschaft. Beispiel und Gegenbeispiel sind ein Beweis dafür, daß die einzelne Familiengeschichte zu sehr verschiedenen Ergebnissen führen kann und daher nur eine Untersuchung geschlossener sozialer Gruppen an Stelle von Einzelfamilien eine klare Antwort auf unsere Ausgangsfrage, ob sich die hochwertigen Erbblämme tatsächlich stärker als der Volksdurchschnitt vermehren haben, geben wird.

Verf. steht im Felde. Anschr. über die Schriftleitung.

Herbert Graeme:

## Methoden und Ergebnisse der Zwillingsforschung in ihrer Bedeutung für die menschliche Erbforschung

Wie wissen heute, daß nicht nur jeder Erziehung, sondern jedem Beeinflussungsversuch, soweit er durch Umwelteinwirkung erreicht werden soll, infolge der Reaktionsfähigkeit des Menschen auf Grund bestimmter Erbanlagen Grenzen gesetzt sind und daß Erbanlagen durch Umwelteinwirkungen lediglich in dem Ausmaß ihrer Entfaltungsbreite und -tiefe, also nur innerhalb bestimmter Grenzen, zu beeinflussen sind. Weiterhin ist bekannt, daß es sogenannte unumweltliche, d. h. wenig umweltbeeinflussbare, und andererseits stark umweltbeeinflussbare Erbanlagen gibt. Dabei wird die Grundfrage der Erbforschung lauten müssen, den Anteil von Erbe und Umwelt an der Ausprägung bestimmter Eigenschaften festzustellen, denn nicht Eigenschaften werden vererbt, sondern Anlagen, die unter der Mitwirkung von Umwelteinflüssen entfaltet werden (bzw. auch bei fehlen begünstigender Umwelteinwirkungen nicht zur Entfaltung kommen können). Wir können aber zwecks Klärung dieser Verhältnisse mit dem Menschen nicht experimentieren wie mit Tieren und Pflanzen, und andererseits sind die Verfahren der Familien- und Bakterforschung und das massenstatistische Verfahren für viele Zweige der menschlichen Erbforschung nicht brauchbar, da sie entweder zu langsam arbeiten (Untersuchung von natürlichen Nachkommengenerationen) oder alle persönlichen Eigenheiten vernachlässigen (Massenuntersuchungen). An dieser Stelle hilft uns nun die Natur selbst, da sie von Zeit zu Zeit Menschen schafft, die über absolut gleiches Erbgut verfügen: die sogenannten eineiigen Zwillinge (EZ), die durch vollständige Teilung einer einzigen befruchteten Eizelle in zwei getrennte, absolut gleiche Teile entstehen und daher erbgleich sind. Ist diese Trennung, die zu einem sehr frühen Zeitpunkt der Zellteilungen erfolgt, nicht vollständig, so spricht man von den „nahestehenden Zwillingen“. Nur die vollständige Teilung führt also zu den „echten“ Zwillingen.

Mit Hilfe dieser eineiigen Zwillinge ist in vielen Fällen eine eindeutige Entscheidung darüber zu treffen, ob bestimmte Merkmale auf erblicher Grundlage beruhen oder nicht; selbst über das Ausmaß der Erbbestimmtheit können weitgehende Aussagen gemacht werden. Wenn z. B. solche eineiigen Zwillinge, die in grundverschiedener Umwelt leben, trotzdem in bestimmten Merkmalen ebenso ähnlich sind wie solche eineiigen Zwillinge, die unter gleichen Umwelteinflüssen aufgewachsen sind, so ist damit bewiesen, daß die in Frage stehenden Merkmale bei ihrer Ausprägung von Umwelteinflüssen unabhängig sind und zum

mindesten weitgehend unabhängig gewesen sind. Die zugrunde liegenden Anlagen sind also unumweltlich, wie es beispielsweise bei der Körpergröße der Fall ist. Hier ist das Verhältnis von Erb- zu Umwelteinfluß etwa 10:1, während bei dem Körpergewicht das entsprechende Verhältnis nur 2:1 ist. Die Umweltbeeinflussbarkeit des Körpergewichts ist also wesentlich größer als die Umweltbeeinflussbarkeit der Körpergröße.

Die Erkenntnis, daß es unumweltliche und umweltbeeinflussbare Erbanlagen gibt, ist für alle die Teile der Wissenschaft, die es mit der Beeinflussbarkeit (Erziehung) des Menschen zu tun haben, von geradezu ausschlaggebender Bedeutung. Jeder sonstige Versuch muß ja von vornherein zum Scheitern verdammt sein, wenn er dort angelegt wird, wo es sich um ausschließlich unumweltliche Erbanlagen handelt, die unabhängig von Aufwuchsflüssen in einer ganz bestimmten, durch das Erbe streng vorgezeichneten Richtung zur Entfaltung drängen.

Wir können mithin auf Grund des Vergleichs solcher in verschiedener Umwelt aufgewachsener eineiiger Zwillingepartner die Schwankungsbreite (Modifikationsbreite) bestimmter Erbanlagen erforschen. Kennen wir diese in jedem einzelnen Fall und für jede Charakter- und Vererbungsrichtung, so kann dadurch die Erziehung erst wahrhaft fruchtbar gestaltet werden.

Daneben ist aber noch eine andere Frage zu entscheiden, nämlich die, ob für bestimmte Eigenschaften überhaupt erbliche Grundlagen anzunehmen sind oder nicht. Zur Beantwortung dieser Frage vergleicht man unsere eineiigen Zwillinge (EZ) mit einer zweiten Gruppe von Zwillingen, den sogenannten zweieiigen Zwillingen (ZZ). Diese sind infolge gleichzeitiger Befruchtung zweier verschiedener Eizellen durch zwei verschiedene Samenzellen entstanden, also lediglich zufällig zu gleicher Zeit geborene gewöhnliche Geschwister mit lediglich etwas erhöhter Umweltähnlichkeit.

Treten nun zwischen den EZ und ZZ gleicher Umwelt Unterschiede in bestimmten Merkmalen auf, so können diese nicht auf Umwelteinflüsse zurückgeführt werden, denn diese sind ja bei den EZ wie ZZ als jeweils gleich oder mindestens als sehr ähnlich anzusprechen. Die Unterschiede müssen also auf einer Verschiedenheit des Erbguts beruhen, sofern nur die eineiigen Zwillinge starke Übereinstimmungen und die zweieiigen Zwillinge weitgehende Verschiedenheiten hinsichtlich der untersuchten Merkmale zeigen. Überwiegen hingegen die Unterschiedeinheiten der

33 nicht diejenigen der EZ, so ist anzunehmen, daß die erblichen Einflüsse bei den EZ nicht größer sind als bei den erbvererbten 33, daß mithin erbliche Grundlagen auszufallen sind.

Durch Vergleich von EZ gleicher Umwelt mit EZ verschiedener Umwelt erhalten wir mithin den Einfluß der Umwelt, durch Vergleich von EZ gleicher Umwelt mit 33 gleicher Umwelt den Einfluß des Erbguts; denn jedes Merkmal, das bei EZ häufiger gemeinsam angetroffen wird als bei 33, muß erblich bedingt oder mitbedingt sein (Zwillingsbiologische Vererbungsregel).

Da Zwillinge gar nicht so selten auftreten, bestehen nicht nur für die Erforschung Körperlicher, sondern auch geistig-seelischer Erbgrundlagen ausgezeichnete Möglichkeiten. Allerdings scheint die Zahl der Zwillinggeburten in den einzelnen Ländern (wahrscheinlich infolge verschiedener rassistischer Zusammenlegung) etwas zu schwanken. So sind in Skandinavien 1,4—1,6%, in Deutschland 1,25%, in Frankreich und Italien 1,13%, in Griechenland 0,8—0,4%, in Japan 0,57% aller Geburten Zwillinggeburten. Danach ist bei uns in Deutschland jede 80. Geburt eine Zwillinggeburt, also jeder 40. neugeborene Mensch Zwilling. Infolge der größeren Säuglingssterblichkeit der Zwillinge ist allerdings unter den Erwachsenen dieses Prozentverhältnis etwas zuungunsten der Zwillinge verschoben.

Da das Geschlecht erblich festgelegt ist, müssen eineiige Zwillinge infolge ihrer erblichen Gleichheit stets von gleichem Geschlecht sein, während man unter den zweieiigen Zwillingen gleiches und verschiedenes Geschlecht (nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung sogar in gleichem Umfang) beobachten kann. Zweieiige Zwillinge verschiedenen Geschlechts sind die bekannten Pärchenzwillinge (DZ). Ihre Zahl läßt sich statistisch ohne weiteres ermitteln. Sie beträgt z. B. für Deutschland 37,5% aller Zwillinggeburten. Der Rest entfällt mithin auf die Zwillinge gleichen Geschlechts, also auf 37,5% gleichgeschlechtliche zweieiige und damit 25% eineiige Zwillinggeburten unter sämtlichen Zwillinggeburten.

Während die 33-Geburten weitestgehenden Schwankungen in den einzelnen Ländern unterworfen sind, sind überall auf der Welt etwa 0,35% aller Geburten (in Deutschland etwa ein Viertel aller Zwillinggeburten) EZ-Geburten. Ihre Häufigkeit ist auch vom Lebensalter der Mütter unabhängig, während die 33-Geburten eine starke Abhängigkeit vom Lebensalter der Mütter zeigen. Letztere treten bei einem Alter der Mütter von 35—40 Jahren stark gebäuf auf und fallen von diesem Zeitpunkt der Kurve nach beiden Seiten hin verhältnismäßig steil ab; sie erreichen in jüngstem und höchstem Alter etwa die nahezu horizontal verlaufende Kurve der EZ-Geburten.

Vergleicht man die Zwillinghäufigkeit in Deutschland mit der Zahl der Zwillinggeburten in anderen Ländern, so ergibt sich, daß nur für Deutschland die Feststellung gilt, daß ein Viertel aller Zwillinggeburten auf EZ-Geburten entfällt, während z. B. in Japan 0,35% EZ-Geburten unter einer Gesamtzahl von 0,57% Zwillinggeburten die Zahl der EZ größer ist als die der 33.

Im Tierreich sind die Schwankungen noch beträchtlicher. Hier gibt es „alle Übergänge zu dem Zustand, wo die Einzelgeburt Ausnahme und die Mehrlingsgeburt Regel wird“ (Eysenck in meinem Zwillingbuch, Erfurt, A. Stenger 1938, S. 15).

Schwierigkeiten bereitet ursprünglich die Bestimmung der Eigheit beim Menschen. Zunächst glaubte man, eineiige Zwillinge würden stets auch in einer einzigen Eizelle, zweieiige Zwillinge dagegen ausnahmslos in zwei Eizellen (Chorien) geboren. Es wurden aber immer wieder Fälle bekannt, in denen auch Zwillinge, die nach allen vorliegenden Merkmalen als eineiig angesprochen

werden mußten, in zwei getrennten Eizellen geboren wurden, während 33-Paare (einschließlich der DZ) sich in der Regel als didorisch erwiesen. Nach Lenz findet man unter den EZ-Paaren nur  $\frac{1}{2}$  monodorische (in einer einzigen Eizelle geborene) Zwillinge, während  $\frac{1}{2}$  didorisch (in zwei getrennten Eizellen geboren) sind. Lenz kam dabei zu dem Schluß, daß es offenbar nur von der Entfernung voneinander abhängt, in der sich zwei Embryonalanlagen in der Uterushöhle einnisten, ob ein oder zwei Chorion gebildet werden, ganz unabhängig davon, ob diese Embryonalanlagen aus einem oder aus zwei Eizellen entstanden sind. Nach v. Vershuer muß man auch den umgekehrten Fall annehmen können (Monodorie von 33 bei genügend naher Einbettung der Embryonalanlagen in der Uterushöhle), wenn dieser Fall offenbar auch viel seltener ist. Wesentlich ist aber, daß die Begriffe „Eineiigkeit“ und „Eizelligkeit“ streng getrennt werden müssen, während sich „Zweieiigkeit“ und „Zweizelligkeit“ meist entsprechen. Lebensfalls gibt es eine Gruppe eineiiger, didorischer Zwillinge, und damit fällt die Eigheitsbestimmung mit Hilfe der Eizelle!

Seit es die einzig anerkannte Methode zur Bestimmung der Eigheit die sogenannte Ähnlichkeitsdiagnose. Man kennt eine große Reihe erblicher Merkmale (deren Erblichkeit man unabhängig von Zwillinguntersuchungen bereits festgestellt hatte) und vergleicht nun die Zwillinge auf diese Merkmale hin. Da aber die EZ aus der gleichen Erbmasse entstanden sind, müssen sie in solchen Merkmalen, die erblich bestimmt sind, übereinstimmen, während 33, die verschiedene Erbmasse entkamen, wohl auch in manchen Merkmalen Übereinstimmungen zeigen können, aber in einer großen Reihe von Merkmalen verschieden sein werden. Je größer also die Zahl der untersuchten Merkmale ist, um so größer wird die Sicherheit der Diagnose, denn die Wahrscheinlichkeit, daß zwei verschiedene Menschen über vollständig gleiche Erbanlagen verfügen, ist nur 1:280 Billionen. Schwinger haben durchschnittlich die Hälfte der Erbanlagen gemeinsam. Ausschließlich EZ-Paaren dürfte es daher vorbehalten sein, ein Höchstmaß an Übereinstimmungen zu zeigen.

An Hunderten von EZ-Paaren sind die Übereinstimmungen in den einzelnen Erbmerkmalen geprüft worden. Dabei ergab sich, daß Unterschiede zwischen den einzelnen EZ-Paaren bei Untersuchung der Blutgruppen, der Blutfaktoren M und N, in der Hautfarbe, der Haarform, in Augenbau, Nase- und Lippenform, Sommerprossen und anderem überhaupt nicht oder wenigstens nicht in qualitativ stärkerem Ausmaß auftraten, und daß in der Augenfarbe (0,5%), in der Oberform (2%), in der Haarfarbe (3%), in Fingernarben und Hautgefäßen (5%), nur ganz wenige ausgeprägte Unterschiede zu verzeichnen waren, während hinsichtlich derselben Merkmale die Unterschiede bei den 33 zwischen 21% und 80% schwankten (nach v. Vershuer). Die Übereinstimmungen zwischen EZ-Paaren liegen so weit, daß „der Unterschied zwischen den beiden rechten und den beiden linken Händen der EZ-Paare sogar feiner ist“ als der „zwischen rechter und linker Hand derselben Person“ und daß man Epidemien bei einem EZ auf einen Wundstreck des anderen Zwilling überpflanzen kann, wobei das überpflanzte Gewebestück — entgegen allen sonstigen Erfahrungen — reaktionslos und dauernd einheilt, als entkame es dem eigenen Körper. Die Erklärung dafür kann wiederum nur in der völligen erbologischen Gleichheit der EZ gesehen werden.

Gleichzeitig geben die oben mitgeteilten Zahlen Aufschluß über die Brauchbarkeit der einzelnen Merkmale für die Ähnlichkeitsdiagnose. Durch Heranziehung einer beliebigen großen Zahl gesicherter Merkmale ist im allgemeinen eindeutig zu entscheiden, ob Ein- oder Zweieiigkeit vorliegt. Nur in seltenen Fällen bleiben Zweifel bestehen, während

die Diagnose aus den Nachgeburtsbefunden, wie wir gesehen haben, in 40% der Fälle verlagte.

Selbstverständlich können dann, wenn die Leichtigkeit feststeht, mit Hilfe der Zwillingsmethode auch neue Untersuchungen über die Erbliehigkeit solcher Merkmale angestellt werden, über die man unter Verwendung der anderen Methoden der menschlichen Erbforschung zu keinen eindeutigen Ergebnissen zu gelangen vermag. Es handelt sich hier nicht um einen Zirkelschluss, wie manchmal fälschlich geglaubt wird, sondern um eine allgemeine in der Naturwissenschaft angewandte Methodik. Der Induktion folgt ohne logische Schwierigkeit die Deduktion!

Mit Hilfe der Zwillingsmethode sind auf diese Weise viele neue und dazu wertvolle Erkenntnisse gewonnen worden, besonders hinsichtlich der Entstehungsbedingungen bestimmter Krankheiten hat in neuester Zeit durch die Zwillingsmethode Klarheit über den Anteil von Erbanlage und Umwelteinfluss geschaffen werden können. Zum Beispiel wurde früher die Tuberkulose als ausschließlich durch Infektionseinflüsse bedingt angesehen. Mit Hilfe von Zwillingsuntersuchungen konnten Diehl und v. Vershuer (1933 und 1936) nachweisen, daß eine erbliche Tuberkulosebereitschaft besteht und daß diese Anlage „von maßgebender Bedeutung für die Entstehung und den Ablauf der Tuberkulose ist“. Es bedeutet dies, daß Menschen mit einer erblichen Krankheitsbereitschaft für tuberkulöse Erkrankung leichter von Tuberkulose befallen werden, als Menschen ohne eine entsprechende Krankheitsbereitschaft. Die Tuberkulosebakterien fallen bei ihnen auf einen für Tuberkuloseerkrankung günstigen Boden. Der Körper des einen Menschen spricht sozusagen auf die Tuberkulosebakterien an, der Körper des anderen Menschen dagegen nicht, obwohl auch er Tuberkulosebakterien einatmet. Die Tuberkulose denken wir uns also nach wie vor durch Bazillen ausgelöst, aber wir verstehen auf Grund der neuesten Untersuchungen, warum ganz besonders eine bestimmte Gruppe von Menschen tuberkulös wird und warum andere Menschen von der Erkrankung frei bleiben.

Jener fanden Diehl und v. Vershuer bei ihren 80 EZ-Paaren in 65%, dagegen bei den 125 Z3-Paaren nur in 25% der Fälle völlige Übereinstimmung hinsichtlich des Verhaltens gegenüber der Tuberkuloseinfektion. Noch stärker werden die Unterschiede zwischen diesen beiden Zwillingsgruppen, wenn man sowohl EZ als auch Z3-Paare mit ausgesprochen heftiger tuberkulöser Erkrankung miteinander vergleicht. Man erhält dann nämlich für das Verhältnis von Übereinstimmung zu Verschiedenheit bei den EZ den Wert 1:0,1, hingegen bei den Z3 den Wert 1:4,1. Gleichzeitig ist zu berücksichtigen, daß bei den EZ die Verschiedenheiten immer noch qualitativ erblisch geringwertiger sind als die Verschiedenheiten der Z3, was in den Zahlenwerten nur schwer zum Ausdruck zu bringen ist. Auch bei ganz verschiedener Umwelt war der Ablauf der Tuberkulose bei den EZ häufig völlig übereinstimmend, was besonders deutlich für das Vorhandensein einer erblichen Tuberkulose disposition spricht.

Ähnlich liegen die Dinge bei einer Reihe weiterer Erkrankungen, z. B. bei der Zuckerkrankheit. Durch Zwillingsuntersuchungen konnte in neuester Zeit nachgewiesen werden, daß „im allgemeinen zuckerkrank nur der wird, der erblisch dazu veranlagt ist“. Auch der Schweregrad der Erkrankung wird ganz wesentlich von erblichen Faktoren bestimmt. Wiedermum muß jedoch ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß es sich nur um eine erbliche Krankheitsbereitschaft handelt und nicht die Krankheit selbst erblisch ist. Bei günstigen Umwelteinwirkungen kann, ohne daß es sich dabei um eine Anreicherung des Erbgutes handelt, der betreffende Mensch von der Erkrankung mehr oder weniger frei bleiben; es muß dabei nicht jeder Träger einer entsprechenden Krankheitsbereitschaft einem unentzinn-

baren Schicksal verfallen. Auch in dieser Hinsicht arbeiten Erbe und Umwelt Hand in Hand, indem der Umwelt die Aufgabe der bestmöglichen Entlastung günstiger oder der möglichst weichenenden Unterdrückung ungünstiger Erbanlagen zufällt.

Auch auf dem Gebiet der sogenannten hochinfektiosen Krankheiten (Malaria, Keuchhusten usw.) ist das übereinstimmende Verhalten der Z3 (wenn auch in verhältnismäßig kleinem Umfang) geringer als bei den EZ. Vor allem ist der Krankheitsablauf bei den EZ häufig viel ähnlicher als bei den Z3.

Weiterhin liegen Zwillingsuntersuchungen über die Erbliehigkeit des Schwachsinns vor. Bei den EZ fand man in 88% der Fälle übereinstimmendes Verhalten, bei den Z3 dagegen nur in 8%. Die Möglichkeiten und die Grenzen des erblischen Einflusses werden damit unmittelbar aufgewiesen.

Interessant sind auch die Untersuchungen an kriminellen Zwillingen. Unter den 107 kriminellen EZ-Paaren, die bisher erfaßt worden sind, sind in 68% der Fälle beide Zwillinge bestraft, dagegen unter den 117 Z3-Paaren nur 33%. Auch im Verhalten vor Gericht, während der Haft, hinsichtlich des Kriminalitätsbeginns usw. zeigte sich die starke Erbedingtheit der Kriminalität. Betrachtet man auch hier wieder nur die schweren Fälle, so findet man im Gegensatz zu den Z3 bei den EZ überhaupt keine Verschiedenheiten mehr, so daß kein Sachmann eine Vertauschung der betreffenden Straftaten bemerken würde.

Zu denselben Feststellungen gelangt man auch bei Untersuchungen der normalen intellektuellen Leistungen. Ich habe bisher 23 Zwillingspaare mit 5174 Zeugnisnoten erfaßt (vgl. mein Zwillingsbuch, Erfurt, A. Stenger 1938, und meinen Aufsatz in „Volk und Rasse“ 1940, Oktoberheft). Als Ergebnis dieser Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß die EZ-Unterschiede mit 18,8% durchweg noch im Gebiet der Ähnlichkeiten liegen, während die Z3- und Z3-Unterschiede (41,2% bzw. 63,2%) vorwiegend oder ausschließlich im Gebiet qualitativ stark ausgeprägter Verschiedenartigkeit zu finden sind. Die Unterschiede zwischen dem ähnlichen und unähnlichen EZ-Paar schwankten zwischen 5% und 34%, bei den Z3 dagegen zwischen 24% und 67%, während die Z3-Unterschiede nur oberhalb von 50% lagen. Die Pole der Schwankungsbreite bei den EZ sind also verhältnismäßig eng geklebt, was auch Überschneidungen zwischen den einzelnen Gruppen möglich sind.

Betrachtet man wiederum die leichten (wobei ausschließlich zufallsbedingten) Verschiedenheiten, so ergibt sich, daß hier kaum Unterschiede zwischen den einzelnen Zwillingsgruppen bestehen, daß aber die Unterschiede erblisch stärker werden, wenn man zu der Gruppe der mittleren und schließlich der qualitativ starken Verschiedenheiten übergeht. In der letzteren Gruppe betragen z. B. bei meinen bisherigen Untersuchungen die EZ-Abweichungen nur den 11. Teil der Z3-Abweichungen. Wenn man also zu den Erbgundlagen der Persönlichkeit vorstoßen will, darf man mit der Untersuchung nicht dort ansetzen, wo qualitativ geringfügige Verschiedenheiten zwischen den Zwillingsgruppen auftreten, sondern man muß dort einengen, wo bei qualitativ starken Unterschieden ebenfalls eine quantitativ starke Abweichung zwischen den EZ und Z3 besteht. Denn je stärker eine vorwiegend erblisch bestimmte Eigenschaft ausgeprägt ist, um so stärker sind die Übereinstimmungen zwischen den EZ und die Verschiedenheiten zwischen den Z3.

Bei allen derartigen Untersuchungen ist schließlich zu beachten, daß in jüngerem Alter bei allen drei Zwillingsgruppen weniger Unterschiede auftreten als in höherem Alter. Es scheint dies mit der Tatsache in Übereinstimmung zu stehen, daß erst mit Beginn der Reifungszeit (Pubertät) eine letzte Feinausprägung der werdenden

Persönlichkeit einsetzt. Dabei ist eine entwicklungsgezügliche Untersuchung notwendig, wenn man den wahren Verhältnissen gerecht werden will, und dann findet man auch, daß im Erreichen bestimmter Entwicklungsstufen zu gleichen Zeitabschnitten eine der wesentlichsten Eigentümlichkeiten erbgleicher Scelentums liegt.

Gleichzeitig wird bei einer solchen Betrachtungsweise verständlich, warum bestimmte Kranfheiten erst in höherem Alter mit Sicherheit feststellbar sind. Der gleiche Zeitpunkt des Krankheitsbeginns ist wiederum eine besondere Eigentümlichkeit im Lebensablauf erbgleicher Menschen.

So sind seit Galens berühmter Veröffentlichung im Jahre 1875, besonders seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts außerordentlich wertvolle Erkenntnisse mit Hilfe der Zwillingsmethode gewonnen worden.

### Einige neuere Schrifttumshinweise zu obigen Ausführungen:

Bauer-Silber-Zenz, Menschliche Erbteile u. Kassenhygiene, Bd. I, München 1936. — Bergström, C. H., Eine Serie von trinitellen Zwillingen, Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1939, Bd. 33, S. 334. — Bonteux, S., Zur Frage der Vererbung fetlicher Arrog, Ztschr. f. angew. Psychol. 1938, Bd. 54, S. 246. — Briel u. v. Verchert, Zwillingsvererbliche, Jena 1933 (Ergebnisband 1936). — Ertle, E., Erbbiologische erbliche Zwillingsuntersuchungen, Weib. 82 z. Ztschr. f. angew. Psychol., Leipzig 1939. — Effen-Müller, R., Zur Theorie der Ähnlichkeitsdiagnose von Zwillingen, Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1938, Bd. 32, S. 1. — Galton, Sr., The history of twins, as a criterion of the relative powers of nature and nurture, London 1875 deutsch in „Der Erbsatz“ 1935, Nr. 9. — Gevert, E., Ein Zwillingspaar mit zwei Vätern, Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1940, Bd. 34, S. 226. — Gottschaldt, A., Rede u. Umwelt in der Entwicklung der geistigen Persönlichkeit, Ztschr. f. Morphol. u. Anthropol. 1939, Bd. 38, Heft 1. — Graeme, S., Zwillinge und Schule (Biolog. Zeitfragen), Wiener 1938; Die Schulleistungen erbgleicher Zwillinge, Volk u. Kaffe 1937, Bd. 12, S. 1. — Die biologischen Grundlagen der menschlichen Zwillingsbildung, Ztschr. f. angew. Psychol. 1938, Bd. 54, S. 678; Psychologische Vererbungsfragen im Lichte der Zwillingsforschung, W.-B.-Mitteilungen 1938, Bd. 3, S. 417; Zwillinge u. ihre Schriften, Umschau 1938, Bd. 42, S. 332; Hygiene u. Dolaxität bei Zwillingen, Umschau 1939, Bd. 43, S. 1019; Die erbbiologische Fragestellung, Biologie 1939, Bd. 8, S. 58; Tiere Ergebnisse der Zwillingsforschung, Ztschr. f. angew. Psychol. 1938, Bd. 54, S. 511; Zwillinge im Schulalt, W.-B.-Mitteilungen 1940, Bd. 3, S. 16; Die Schulleistungen von Zwillingen, Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1940, Bd. 34, S. 62; Die Schulleistungen erbgleicher u. ervererblicher Zwillinge, Umschau 1940, Bd. 44, S. 269; Vergleichende Untersuchungen über die Schulleistungen von Zwillingen, Volk u. Kaffe 1940, Bd. 15, S. 142; Erziehung, erbbiologisch gesehen, Neues Volk 1940, Heft 6. — Juch, G.,

u. Mitarbeit, Handbuch der Erbiologie des Menschen, 2. Band (Methode), Gesamt der Gesamtarbeit, 5. Bd. (Erbbiologie und Biologie), Biologie noster u. psychischer Zustände u. Funktionen, Berlin 1939/1940. — Juch, G., Die erbbiologischen Grundlagen der Erziehung, Naturwiss. 1939, Bd. 27, S. 154 u. 170. — Krieling, H., Über die Vererbung von Leistungen, Ztschr. f. päd. Psychol. 1939, Bd. 40, S. 32. — Kraus, S., Lebensschicksale triniteller Zwillinge, Berlin 1930. — Lange, J., Vererbung als Schlüssel, Leipzig 1929. — Legras, M. M., Psychose an criminalität bei Zwillingen, Umschau 1932. — Lehmann, W., Die Bedeutung der Erbinvererbung bei der Entstehung der Narkose, Ztschr. f. Kinderheilk. 1936, Bd. 57. — Lemfer, S., Zur Erb- und Kassenpathologie des Diabetes mellitus, Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1938, Bd. 32, S. 481. — Lenz, S., Immerwieder kann nach aus Zwillingsbefunden auf Vererbungsbeitrag oder Umweltinfluss schließen? Ztschr. Med. Wochenschr. 1935, Bd. 22, S. 873. — Lottig, G., Somburger Zwillingsstudien, Zeit. 61 z. Ztschr. f. angew. Psychol., Leipzig 1931. — Lutz, M., Zwillinge, Weitingen 1937. — Lurenburger, S., Theoretische u. praktische Bedeutung der Zwillingsforschung, Hygienezeitung 1930, Bd. 3, S. 385; Zwillingsforschung (Sammlungreferat), Ztschr. f. Kinderheilk. 1934, Bd. 43, S. 1; Untersuchungen an schizophrener Zwillingen u. ihren Geschwistern zur Prüfung der Kausalität von Manifestationsfaktoren, Ztschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie 1936, Bd. 154. — Daenold, Z., Vererbung u. Schulerziehung, Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1937, Bd. 31, S. 56. — Pfaff, W., Die Erbiologie messbarer Merkmale, nachgewiesen durch die Zwillingsforschung, Zeit. 1940, Bd. 34, S. 101. — Doll, G., Zwillinge in Dichtung u. Wirklichkeit, Zeitn. 1930. — Keimbl, S., Vererbung u. ihre Bedeutung f. d. Erziehung, 2. Aufl. Öhringen 1939; Die Erziehung der geistigen Begabung, 2. Aufl. München 1939. — Kohnstamm, u. Miltach, Criminality and delinquency in twins, Journ. of Amer. Inst. of crim. law and criminol., New York, Calif. 1934. — Schortz, J. u. Mitarbeit, Die Persönlichkeit im Lichte der Erbteile, Leipzig 1936. — Siemens, S. W., Die Zwillingspathologie, Berlin 1924; Einige Bemerkungen über die Ähnlichkeitsdiagnose der Einzeltät, Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1937, Bd. 31, S. 211. — Smirch, J. Ch., Das Ursachenverhältnis des Schwachsinn, beleuchtet durch Untersuchungen von Zwillingen, Ztschr. f. d. ges. Neurolog. u. Psychiatrie 1930, Bd. 125. — Stumpfl, S., Die Ursprünge des Verbrechens, dargestellt am Lebenslauf von Zwillingen, Leipzig 1936. — Thon Berg, S., Die Erbiologie des Diabetes mellitus, vorläufiges Ergebnis der Zwillingsuntersuchungen, Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1938, Bd. 32, S. 289; Die Erbiologie der Zuckerkrankheit, Umschau 1940, Bd. 44, S. 579. — Thoms, A., Erbbiologie u. Kassenhygiene (Beilage), Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1939, Bd. 33, S. 259. — v. Verchert, E., Die vererbungsbiologische Zwillingsforschung, Berlin 1927 (Erg. d. inn. Med. Bd. 31); Die Biologie, Grundlagen der menschl. Ererbungslehre, Leipzig 1932; Erbbiologie, Dresden 1937; Zur Frage der Zwillingsdiagnose, Arch. f. Kassen u. Gef.-Biol. 1938, Bd. 32, S. 68, sowie eine große Reihe weiterer kongressiver Arbeiten. — Weber, E., Neue Ergebnisse der Zwillingsforschung auf dem Gebiete der Herrentatbesten, Volk u. Kaffe 1938, Bd. 13, S. 287. — Weing, W., Die Vererbung innerer Krankheiten, Stuttgart 1936.

Anschr. des Verf.: Halle a. d. Saale, Herrstr. 31.

### Friedrich Burgdörfer:

## Warum „Geburtenfoll“?

### Vorbemerkung der Schriftleitung.

In Heft 9 des Jahrganges 1940 dieser Zeitschrift wurde eine Auffassung des Ausdrucks Geburtenfoll vertreten, die zu Mißverständnissen geführt hat. Wir möchten, um eine klare und sinngemäße Anwendung des Ausdrucks zu gewährleisten, dem Präsidenten des Bayerischen Statistischen Landesamtes, Prof. Dr. Friedrich Burgdörfer Gelegenheit geben, eine begriffliche Klärung herbeizuführen. Da Prof. Burgdörfer es war, der den Ausdruck seinerzeit in die deutsche Bevölkerungswissenschaft eingeführt hat, dürfte er der Berufene sein, sich zu dieser Frage vernehmen zu lassen; gebote doch überdies der Begriff Geburtenfoll zu dem Wortgebrauch einer neuen Beurteilung der Geburtenlage, die Burgdörfer herbeiführte, indem er als erster die volle volkswirtschaftliche Tragweite des Geburtenrückganges statistisch aufzeigte („Bereinigter Lebensbilanz“) und die sich daraus ergebenden volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten aufwies.

Wer praktische Politik treiben will, muß ein Ziel haben, d. h. eine Vorstellung davon, was erreicht werden soll und

er muß, wenn er zur Erreichung des Zieles diejenigen, die es angeht, gewinnen will, dieses Ziel begründen und es ihnen zunächst einmal in einleuchtender Weise vor Augen stellen.

Dies gilt im besonderen auch für die Bevölkerungs-politik; denn hier kann ein Erfolg nur dann erreicht werden, wenn es gelingt, das ganze Volk von der Nichtigkeit und Unabdingbarkeit des gesteckten Zieles zu überzeugen.

Diese Überzeugungen haben mich vor Jahren dazu veranlaßt, auf neue Methoden zu sinnen, um weitesten Kreisen die volkswirtschaftliche Gefahr des Geburtenrückganges so einleuchtend wie möglich klar zu machen.

Das Geburtenfoll (samt der damit verbundenen Gegenüberstellung des nach verfeinerten biologisch-statistischen Methoden bereinigten Geburtenfolls und der daraus abgeleiteten Berechnung des Geburtendefizits) will eine konkrete Vorstellung davon geben, was erforderlich ist, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Das „Soll“ richtet sich also nach dem Ziel und da das Ziel verschiedenes angelegt werden kann und selbstverständlich auch unter verschiedenen Umständen verschieden angelegt werden muß, ist das Geburtenfoll keine starre unveränderliche Größe.



Schon bei meinen ersten Berechnungen<sup>1)</sup> im Jahre 1928 habe ich das Geburtenfoll unter drei verschiedenen Annahmen für das damalige Reichsgebiet aufgestellt, nämlich:

1. Forderung eines vollen Ausgleichs der Kriegsverluste durch vollen Ersatz des damaligen vom Krieg noch nicht veränderten Gesamtbestandes an gebärfähigen Frauen. Damaliges Geburtenfoll: 1366000.
2. Erhaltung des reduzierten Volksbestandes, der sich ergibt, wenn man die durch die Männerverluste im Weltkrieg brachgelegte Gebärfähigkeit von 1,1 Millionen Frauen als einmalige Kriegsfolge endgültig und ohne Ersatz abschreibt. Geburtenfoll: 1275000.
3. Dauernde Erhaltung der Volkszahl, wie sie zur Zeit der Berechnung bestand. Geburtenfoll: 1100000.

Dieses unter Ziffer 3 genannte letzte Ziel — Erhaltung der bloßen Volkszahl — bezeichne ich als das alleräußerste und unabdingbare Mindestziel, das überhaupt in Betracht gezogen werden könne, und Tatsache war, daß — selbst gemessen an diesem bescheidensten Mindestziel und dem dieser Forderung entsprechenden Geburtenfoll — im Jahre 1927 bereits 9 v. h. und im Jahre 1933 sogar 30 v. h. fehlten.

Angesichts dieser verhältnismäßig hohen Lage von damals wäre es wohl wenig sinnvoll und sicherlich volkspädagogisch nicht richtig gewesen, irgendwelche Maximalforderungen aufzustellen. Wenn man etwa um das Jahr 1930, als die Zahl der Lebendgeborenen nur noch rund 1 Million betrug, gefordert hätte, diese Zahl müsse wieder auf 2 Millionen erhöht werden, d. h. auf den Stand, den wir bei geringerer Einwohnernzahl schon um das Jahr 1900 hatten, oder die Geburtenziffer müsse von 15 a. T. wieder auf 40 a. T. der Bevölkerung (d. h. auf den Stand der Geburtenziffer, die wir um das Jahr 1876 hatten) und damit die Gesamtzahl der Geburten auf 3 Millionen gesteigert werden, so hätte man mit solchen Forderungen, für die, wie schon angedeutet, durchaus einleuchtende Gründe zu finden wären, die aber trotzdem an der volkbiologischen und volkpsychologischen Gesamtlage vorbeigegangen wären, bestenfalls ein mitleidiges Köpfeln hervorzurufen können. Solche Forderungen wären einfach als Phantasterei abgetan worden, also wirkungslos geblieben.

Eine Forderung aber, wie die, daß es wenigstens gelten müsse, die gegebene Volkszahl nicht nur jetzt, sondern für alle Zeiten aufrechtzuerhalten, eine solche Forderung mußte jedem vernünftig denkenden Menschen einleuchten, zu dieser Forderung mußte man Stellung nehmen. Sie konnte weder mit billigen Kalkulationsargumenten, noch mit dem Hinweis auf die damalige Not und Raum-Enge des „Volkes ohne Raum“ abgetan werden.

Wenn gleichwohl in der ersten Zeit auch diese Mindestforderung mitunter noch als übertrieben und meine Argumentation vom „Volk ohne Jugend“ als zu pessimistisch bezeichnet wurde, so deshalb, weil für das statisch nicht geschulte Auge die wahre volkbiologische Lage damals durch die Tatsache verschleiert wurde, daß trotz des ungeheuerlichen Geburtenabsturzes die Zahl der Geburten immer noch größer war als die Zahl der Sterbefälle. Hier sah ich nun meine Aufgabe darin, den Glauben an die Echtheit der sog. Geburtenüberschüsse zu erschüttern und die wahre volkbiologische Lage durch Bereinigung unserer Lebensbilanz mit der sich daraus ergebenden praktischen Mindestforderung — eben dem zur bloßen Erhaltung des Volksbestandes erforderlichen Geburtenfoll — klar herauszuarbeiten. Diese Berechnungen fanden ihre wir-

fungsvolle und überzeugende Ergänzung in den Vorausberechnungen des Statistischen Reichsamts über die voraussichtliche Bevölkerungsentwicklung.

Wie schon gesagt, ist das Geburtenfoll keine starre Größe. Bei einem Geburtenfehlbetrag von 30 v. h. hätte es in der Tat wenig Sinn gehabt, von einer Generation, die nicht einmal willens war, ihren eigenen zahlenmäßigen Bestand zu erhalten, nun gleichzeitig zu verlangen, daß sie darüber hinaus auch noch die Blutverluste und die Zahl der Ugeborenen des Weltkrieges voll ersetzte. Bei einem Fehlbetrag von 30 v. h. mußte aller Wahrscheinlichkeit nach das nächstliegende Ziel, eben die Beseitigung dieses Fehlbestandes, gerichtet werden.

Nachdem aber, dank dem Anstieg der Geburtenzahlen seit dem Jahre 1933 dieses erste Mindestziel der Erhaltung der Kopfzahl unseres Volkes und sichergestellt erschien, konnte man darangehen, die erste Mindestzielsetzung einer Revision zu unterziehen. Diese Revision der Zielsetzung haben wir denn auch in der damals von mir geleiteten bevölkerungstatistischen Abteilung des Statistischen Reichsamts im Jahre 1938 durchgeführt, und zwar ohne viel Aufhebens. Die den neuen Berechnungen zugrunde liegende neue bevölkerungspolitische Zielsetzung ergibt sich aus den Vorausberechnungen des Statistischen Reichsamts, deren Ergebnisse in Wirtschaft und Statistik 1938 Nr. 23 und 1939 Nr. 6 veröffentlicht sind und auf die ich hier ausdrücklich hinweisen möchte. Außerdem darf ich Bezug nehmen auf meine einschlüssigen Ausführungen über das Geburtenfoll in meiner Schrift „Kinder des Vertrauens“<sup>2)</sup> und mich hier auf folgende Bemerkungen beschränken.

Während das frühere Mindest-Geburtenfoll unter der Annahme errechnet war, daß wenigstens die Volkszahl erhalten bleiben soll, liegt den neuen Berechnungen ein Geburtenfoll zugrunde, das nicht nur die Erhaltung der Kopfzahl, sondern die Erhaltung der vollen Volkskraft — d. h. der Arbeitskraft, der Werkkraft, der Fortpflanzungskraft — sicherstellen soll. Als Repräsentantin der Volkskraft ist die Zahl der 19 bis 20-jährigen Männer angenommen, die sich 1930 aus den Überlebenden des Geburtsjahrganges 1910 ergeben hat.

Was bedeutet das? Wenn wir ausgehen von dem Reinertrag, den ein Geburtsjahrgang aus der Zeit vor dem Weltkrieg an Werkkraft, Arbeitskraft, Fortpflanzungskraft erbringt und wenn wir die Erhaltung dieses Reinertrags als das auch für die Zukunft anzustrebende Ziel zugrunde legen, so werden bei Erreichung dieses Geburtenfolls nicht nur die Blutverluste des Weltkrieges, sondern auch die Geburtenausfälle des Weltkrieges ausgeglichen und ebenso umschließt dieses Geburtenfoll selbstverständlich auch die Forderung nach einem vollen Ersatz der Blutverluste und des Geburtenausfalls, den der gegenwärtige Krieg zur Folge haben wird. Es trifft also nicht zu, daß bei dem Geburtenfoll Kriegsverluste stillschweigend so behandelt werden, als brauchten sie nicht ersetzt zu werden. Das galt schon nicht für meine ersten Berechnungen (s. oben das Geburtenfoll<sup>1)</sup>) und es gilt erst recht nicht für die neuen Berechnungen.

Wenn für die zurückliegende Zeit bei den allgemeinen Aufklärungsschriften das von mir feinerget berechnete Geburtenfoll 1 und 2 meist übergangen und (auch in meinen eigenen Schriften) der Nachdruck auf das Geburtenfoll 3 (Geburtenfoll für die Erhaltung der bloßen Kopfzahl) gelegt wurde, so hatte das, wie ausgeführt, seine besonderen Gründe. Die Zeit war damals noch nicht reif für weiter-

<sup>1)</sup> „Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung. Die Lebensfrage des deutschen Volkes.“ Die Schrift ist vergiffen. Die Methode der Berechnungen habe ich in meinem Buch „Aufbau und Bewegung der Bevölkerung“, Leipzig 1935, S. 130ff., wiedergegeben.

<sup>2)</sup> S. Burgdörfer, „Kinder des Vertrauens, Bevölkerungspolitische Erfolge und Aufgaben im Großdeutschen Reich“, Schriftenreihe der LWV-AD, Gruppe III, Heft 6, Zentralverlag der LWV-AD, Jena-Eber 1746f., Berlin 1940, S. 42f.

gehende Forderungen. Als sie dafür reif war, wurde daraus auch die Schlußfolgerung gezogen.

Die Wahl des Geburtsjahrgangs 1910 und seines Reinertrags als Ausgangsbasis ist natürlich in gewisser Hinsicht willkürlich, aber doch biologisch und sachlich insofern begründet, als ein Zustand zugrunde gelegt ist, wie er sich in jahrzehntelanger friedlicher Entwicklung herausgebildet hatte und wie er bis kurz vor dem Weltkrieg mit seinen schwerwiegenden volksbiologischen Folgen tatsächlich bestand. Es war zwar auch nicht mehr ein Idealzustand, denn die Geburtenzahl war von der Jahrtausendwende ab bis zum Jahre 1910 schon stark abgesunken; verglichen jedoch mit dem, was nach dem Weltkrieg kam, ist man aber doch berechtigt, jenen Zustand noch als Norm anzusprechen. Daß dabei nicht die absolute Geburtenzahl von 1910, sondern der sich daraus ergebende Reinertrag an 20jährigen Männern (und selbstverständlich der entsprechenden Zahl von 20jährigen Frauen) zugrunde gelegt ist, bedeutet, daß bei der Soll-Berechnung nicht etwa die absolute Geburtenzahl maßgebend sein soll, sondern daß auch die Sterblichkeitsentwicklung entsprechend in Ansatz gebracht wird, was notwendig ist, um von vornherein dem billigen Einwand dreier zu begegnen, die etwa auch heute noch glauben sollten, das Geburtendefizit allein durch Sterblichkeitsbekämpfung ausgleichen zu können. Der starke Rückgang der Sterblichkeit ermöglicht es heute, mit einer geringeren Geburtenzahl für die Volks- und Wehrkraft den gleichen Reinertrag zu erzielen, und auf diesen Reinertrag kommt es an. Der Reinertrag eines der letzten Geburtsjahrgänge aus der Zeit vor dem Weltkrieg wird gewissermaßen als Norm bezeichnet und darnach wird unter Berücksichtigung der jeweiligen Sterblichkeitsverhältnisse das Geburtenfoll bemessen.

Der Geburtsjahrgang 1910 umfaßte (innerhalb des Reichsgebietes von 1930) insgesamt 1,7 Millionen Lebendgeborene, davon 862 000 Anaben. Von diesen haben im Jahre 1930 651 000 das wehrfähige Alter von 20 Jahren erreicht<sup>7)</sup>. Für das heutige Reichsgebiet (jedoch ohne Protektorat Böhmen und Mähren und ohne die neu eingegliederten Ostgebiete) erbrachte der Geburtsjahrgang 1910 im Jahre 1930 insgesamt 755 000 20jährige Männer.

Wie groß ist nun das Geburtenfoll, das erforderlich ist, um diesen für die Volks- und Wehrkraft maßgebenden Reinertrag in der Zukunft (also vom Jahre 1960 ab<sup>8)</sup>) Jahr für Jahr zu sichern?

Unter Berücksichtigung des inzwischen erzielten weiteren Rückgangs der Sterblichkeit, im besonderen der Säuglingssterblichkeit, die 1938 nur noch 6,4 v. H. betrug, wären für die Erreichung dieses Zieles gegenwärtig jährlich 1 652 000 Lebendgeborene (Anaben und Mädchen) erforderlich. Tatsächlich betrug die Zahl der Lebendgeborenen im Jahre 1939 1 633 000. Sie genügt also 1939 schon annähernd dem zur Aufrechterhaltung der vollen Volks- und Wehrkraft erforderlichen Geburtenfoll. Es fehlten daran lediglich noch 1,2 v. H. Bei völliger Erreichung und

Aufrechterhaltung dieses für die Bestandhaltung der vollen Volkskraft erforderlichen Geburtenfolls würde die gesamte Kopfzahl der Bevölkerung des Deutschen Reichs (ohne Protektorat Böhmen und Mähren und die neu eingegliederten Ostgebiete) bis zum Ende dieses Jahrhunderts auf rund 100 Millionen ansteigen, nämlich

von 79 Millionen im Jahre 1939	
auf 85 „ „ „ 1950	
auf 95 „ „ „ 1980	
auf 99 „ „ „ 2000.	

Die Volkszahl würde also noch eine ganz stattliche Zunahme aufweisen, die Volkskraft aber würde — gemessen an dem Bestand an 20jährigen Männern — bei dieser Entwicklung lediglich auf dem Stand erhalten bleiben, wie er sich aus dem Geburtsjahrgang 1910 im Jahre 1930 ergeben hat.

Angesichts des bereits bis zum Jahre 1939 erzielten Erfolges könnte vielleicht das neuerrechnete Geburtenfoll als zu niedrig und zu bescheiden angesehen erscheinen. Vorweg möchte ich bemerken, daß ich dieses neue Geburtenfoll wieder als Mindestforderung betrachte und daß sich niemand mehr darüber freuen könnte als ich, wenn es bald durch die tatsächliche Entwicklung überholt würde. Davon sind wir aber leider weiter entfernt, als das an dem Volkskraft-Geburtenfoll gemessene geringe Geburtendefizit des Jahres 1939 erkennen läßt. In dem Maße, als die schwach besetzten Geburtsjahrgänge des Weltkrieges und der Zeit nach dem Weltkrieg Träger der Fortpflanzung werden, schrumpft die Gebärmächtigkeit in unserem Volkskörper zusammen. Es würde daher, auch wenn die Gebärleistungen je Ehe auf dem gleichen Stand wie 1939 bleiben sollten, die Zahl der Geburten in den kommenden Jahren zurückgehen müssen. Wenn trotz dieser Schrumpfung die Gebärmächtigkeit das oben dargelegte Geburtenfoll und damit die Erhaltung der vollen Volkskraft gewährleistet werden soll, ist es notwendig, daß im Laufe des nächsten Jahrzehnts die relativen Gebärleistungen der fortpflanzungsfähigen Ehen sich über den Stand von 1939 noch um mindestens weitere 16 v. H., also um rund ein fünfstel erhöhen.

In der scheinbar so bescheidenen Forderung der Erhaltung der vollen Volkskraft ist also die Forderung einer recht beträchtlichen volksbiologischen Leistungssteigerung enthalten, und ich glaube, wir sollten auch die ganze bevölkerungspolitische Propaganda zunächst einmal auf die Erreichung und Sicherung dieses neuen Mindestzieles einstellen. Wird es gelingen, in der Zeit, in der die schwachbesetzten Kriegsjahrgänge Träger der Fortpflanzung sind, das Volkskraft-Geburtenfoll voll zu erreichen und zu erhalten, so wird sich nach diesem Zeitraum — bei wieder stärker werdender Befegung der fortpflanzungsfähigen Schichten und bei Beibehaltung der erhöhten Fortpflanzungsleistung pro Ehe — ganz von selbst wieder ein neues und edles Volkswachstum, d. h. nicht nur eine Zunahme der Volkszahl, sondern der wirklichen Volkskraft ergeben. Sodann wird es an der Zeit sein, die bevölkerungspolitische Zielsetzung einer neuen Revision zu unterziehen.

Ansch. d. Verf.: Bay. Statist. Landesamt München, Lerchenfeldstr. 1.

<sup>7)</sup> Vgl. die einschlägigen Berechnungen in meiner Schrift „Volks- und Wehrkraft / Krieg und Krise“, Berlin 1935, S. 37.

<sup>8)</sup> Bis dahin liegt die Zahl der 20jährigen Männer für die bisherige Geburtenentwicklung im wesentlichen bereits fest. Vgl. hierzu die oben erwähnte Schrift „Volks- und Wehrkraft / Krieg und Krise“ sowie meine Schrift „Krieg und Bevölkerungsentwicklung“, München 1940.

J. E. Berkenbofch:

## Volkstum und Volksdichte in den Niederlanden

In der Dezemberrummer (1940, Jahrgang 15) der holländischen Zeitschrift *De Driete Gedaachte* finden sich zwei Aufsätze, welche auch für Deutsche, sofern sie Anteil nehmen an den bevölkerungspolitischen Fragen des niederländischen Brudervolkes, sehr lesenswert sind. In dem ersten Artikel beschreibt J. F. Gengeveld in klarer Weise die stammesmäßige Zusammenfügung des niederländischen Volkes und die Entstehung einer eigenen Kultur, während im zweiten Artikel W. L. van Nieuwenhuijsen die äußerst brennende Frage des Landmangels in den nördlichen wie auch in den südlichen Niederlanden anschnit und anschließend praktische Vorschläge für die Lösung des Problems macht. Es lohnt sich, auf beide Stücke näher einzugehen und einige Betrachtungen daran zu knüpfen.

Zuerst möchte ich jedoch dem Leser, der die genannte Monatschrift und auch den Begriff *Driete Gedaachte* nicht kennt, kurz hierüber aufklären. Man verwechsle nicht die niederländischen Wörter *Dietsch* (sprich: diets) und *Duitsch* (sprich: deuts). Letzteres bedeutet einfach „deutsch“, in manchen Fällen mehr speziell „hochdeutsch“. Das Wort *Dietsch* dagegen, obwohl urprünglich vom gleichen Wortstamm *diets* = Volk abgeleitet, verkörpert heute nur noch den Begriff „grofniederländisch“ und zwar im rassistischen Sinne. Der niederländische Gedanke (= *Dietsche Gedaachte*) umfaßt also das gesamte Volkstum der Holländer, Flamen und bürjischen Südafrikaner. Es sind der *Dietsche Bond* (= Großniederländischer Verband) und mit ihm die obengenannte Zeitschrift, welche besonders stark für den kulturellen bzw. politischen Zusammenfluß des über mehrere Staaten zerplitterten niederländischen Volkstammes eifern. Damit wird gleichzeitig großgermanische Arbeit geliefert, denn die Hauptfront des Kampfes liegt ja an der Grenze zwischen Germanentum und Weststum, also gegen Frankreich hin. Dem Deutschen Neide ist es bereits gelungen, vom Elsaß bis nach Luxemburg das Weststum bis auf seine natürlichen Grenzen zurückzudrängen. Weiter nördlich muß die endgültige Lösung noch ausfrischlifizieren, damit die Niederlande ihre Aufgabe im germanischen Ganzen und als Vorposten Deutschlands voll erfüllen können.

Interessant ist nun, wie der Verfasser Gengeveld die Niederländer stammesgemäß einteilt und wie, trotz der Teilung, doch die Synthese der allgemein-niederländischen Art überall unverkennbar ist, und schließlich wie diese Art trotz naber Verwandtschaft mit dem reichsdeutschen Wesen doch eine eigene ist. Einige Gedanken des Verfassers mögen hier zitiert werden:

„Man kann, bevor die hochdeutsche Kulturverdrängung (welche sich um 600 herum vollzog) die Trennung zwischen oberfränkisch und niederfränkisch verursacht hatte, wodurch sich die Grundlage für eine eigene niederländische Sprache bildete, schwerlich von einem niederländischen Volk reden. Eine Jahreszahl für unsere Geburt kann unmöglich angegeben werden, selbst kein Jahrhundert; es ist ein jahrhundertlanges Wachstumsprozeß gewesen, der die drei Bestandteile: die Niederfranken, einen Teil der Niederachsen und einen kleinen Teil der Friesen zusammenwachsen ließ zu unserem Volke von heute. — Bei diesem Entwicklungsang muß man ferner davon ausgehen, daß die drei Bestandteile nicht einfach durcheinandergewirrt und ganz in dem neuen Volk aufgegangen sind. Auch haben sie nicht alle drei gleichviel zur Bildung unseres Volkes beigetragen. Genau wie bei dem französischen, dem englischen und dem deutschen Volke ist auch bei einem

Kern dagewesen, an den die anderen Stämme sich später anlehnten. Diesen Kern haben bei uns die Niederfranken gebildet. Die Grenzen der früheren Stämme stimmen noch zum größten Teil überein mit den heutigen Mundartgrenzen. Stellen wie eben die heutige Einteilung fest: die Flamen (2 500 000) + die Brabantler (3 300 000) + die Limburger (1 100 000) + die Holländer (4 300 000) + die Bewohner der Veluwe und Betuwe (700 000) stellen zusammen 11 900 000 Franken dar; die Bewohner der Gelbersche Achterhoek, sowie von Overijssel, Drente, Groningen und Stellingwerf sind die Niederachsen (1 500 000); in Friesland wohnen 400 000 Friesen.“

„Von den 13 800 000 Niederländern sprechen also gegenwärtig 3% friesisch, 11% niederfränkisch und 86% niederfränkisch. Die 800 000 französisch-sprechenden Brüsseler (zum Teil auch Franken) sind hier nicht mitgezählt. Vor einem Jahrtausend würde zwar die Einteilung anders ausgesehen haben, da damals das friesische Sprachgebiet erheblich größer war als jetzt, aber der fränkische Teil überwog auch damals stark.“

„Das heutige Niederländisch ist auch die gerade Fortsetzung der Sprache der alten Niederfranken. Der friesische und sächsische Einfluß darauf ist sehr gering gewesen. Man kann also Niederfränkisch und Niederländisch als gleichartig betrachten. Dieses ergibt sich auch aus der folgenden Tatsache: Während unser sächsischer Volksteil sich losgelöst hat aus einem viel größeren Verbands und die Friesen nur ein künftiger Rest sind eines früher ausgehobten Sprachgebietes, bilden die Niederfranken eine germanische Sprachgruppe für sich, die sich beinahe ganz auf unser gegenwärtiges Volksgebiet beschränkt. Die alte niederländische Kultur hatte also ihren Schwerpunkt auf fränkischem Gebiet. Und es ist nun für die Vielseitigkeit und den Reichtum derselben von größter Bedeutung gewesen, daß jeder der drei wichtigsten Gauen des fränkischen Volkstums eine Zeitlang die Führung gehabt hat.“

„Limburg hat, wie bekannt, das erste Aufblühen unserer niederländischen Kultur erlebt. Tongern und Maasrecht waren hier die ältesten Mittelpunkte unserer Kultur. Am Hofe der Grafen van Loon arbeitete unser ältester Dichter Henric van Veldeke, der in seiner Legende von Sankt Servatius (1170) das Leben dieses volkstümlichen Saaktrichter Heiligen beschreibt.“

„Es war Flantern, welches zuerst eine wirkliche Führung auf kulturellem und ökonomischem Gebiet ausübte. Die frühzeitige Entwicklung der Gewerkschaft zu einer mächtigen Einheit; die unübertroffene Blüte und der Reichtum des Handels und der Tuchindustrie, die sich in den Städten zusammenballten und Gent und Brügge zu Weltstädten erhoben; der Freiheitsinn und das Selbstbewußtsein des Bürgertums, erkennbar an dem Abwürgen besonderer Vorrechte; die aufblühende Kaufkunst und Literatur — das alles hat dazu beigetragen, Flantern im 12. und 13. Jahrhundert zum mächtigsten Gau zu gestalten, dessen Einfluß auslaggebend war für die gesamte niederländische Kulturentwicklung.“

„Aber siehe — ein anderer fränkischer Gau strebt schon bereit, um die Führung zu übernehmen. Im 14. Jahrhundert ist es Brabant, das, weniger genial und in weniger hohem Flug, aber ruhiger und beständiger arbeitend als Flantern, die Kultur der Niederlande zu lenken weiß. Der Gegensatz zwischen Fürst und Volk besteht hier nicht, ebensowenig wie der Streit zwischen den Städten untereinander. Wir sehen Jan I. durch seinen Sieg bei

Woeringen (1228) Limburg erwerben und nebenbei Brabant dem deutschen Einfluß entziehen, wodurch er die Fundamente legte für die spätere politische Selbständigkeit der Niederlande. Aber gleichzeitig ist der Hof ein Brennpunkt der niederländischen Kultur (der Fürst bildet selbst!). Die Kathedralen von Brüssel, Herzogenbusch, Mecheln, Antwerpen und Bréda (alle aus dem 14. Jahrhundert) und die Rathhäuser von Brüssel und Löwen (15. Jahrhundert) legen Zeugnis ab von Brabants Führung, auch auf dem Gebiete der Baukunst. Im 15. Jahrhundert wird Brabant der Kern des burgundischen Staates, von welchem der politische Zusammenschluß der Niederlande seinen Ausgang nehmen wird. Brüssel wird dann die Hauptstadt des burgundischen Reiches, Löwen in 1426 die Universitätsstadt, Mecheln der Sitz des höchsten Gerichtshofes und Antwerpen die Handelsmetropole der Niederlande und gleichzeitig der Welt. Das Kloster Groenedaal im Jonientwald (bei Brüssel) war ein Kulturzentrum ersten Ranges: Ruusbroec lebte hier, der große brabantische Mystiker (1294 bis 1381). Er fand auch im Norden Anklang, vor allem bei Geert Groote (1340—1384), welcher der Begründer der Bruderschaft des Gemeinen Lebens wurde, welche Mittelpunkt in Deventer und Zwolle hatte. Hierdurch wurde die Pfilsengend in den niederländischen Kulturkreis gezogen.<sup>4</sup>

„Nach der Eroberung von Gelderland durch Karl V. in 1543 ist, was Holland betrifft, die politische Aufspaltung Niedersachsens vollzogen. Im Vertrag von Augsburg (1548) wurde die Einheit aller Niederlande, zu denen dann auch die nordöstlichen Gauen gebören, ausbrüchlich festgelegt und ihre Selbständigkeit gegenüber dem Deutschen Reiche in Angelegenheiten der Verwaltung, Gesetzgebung und Justiz anerkannt, obgleich der Burgundische Kreis formell an das Reich angeschlossen bleibt. Damit hatte Holland im Nordosten seine endgültige Grenze bekommen. Seit diesem Zeitpunkt sind beide Teile, verschieden orientiert, stets weiter auseinandergewachsen.“

„Als ungefähr 1580 der Süden durch Parma unter die spanische Macht zurückgebracht wurde und die Freiheit verlor, die für die niederländische Kultur eine Lebensbedingung war, ging unsere Kultur jedoch keineswegs ganz zu Trümmern, wie manche Zeitgenossen meinten. Denn aufs neue steht ein anderer Gau fertig da, um die Fackel aufzunehmen, die Brabant fallen lassen mußte. Und, unterstützt von Tausenden Südniederländern, den Besten in vielerlei Hinsicht, ist es Holland im 17. Jahrhundert glücklich, fortzusetzen, was andere vor ihm gewesen waren. In einer einzigen Hinsicht sogar besser als seine Vorgänger: der niederländische Einfluß, der dann über die

Welt ausstrahlt, ist stärker als je zuvor; aber in einer anderen Hinsicht nicht: die holländische Führung des niederländischen Reiches streckt sich nicht mehr über unser ganzes Volk aus. Der Süden wird von Holland politisch gelöst.“ — Soweit die Ausführungen von Hengveld.

Der Friede von Münster (1648) brachte die Trennung von Nord und Süd in durchgreifender Form, nach achtzig-jährigem Ringen gegen den spanischen Erbfeind. Gleichzeitig löste er auch in förmlicher Weise die bis dahin immer noch aufrechterhaltene Verbindung mit dem Deutschen

Reiche, nachdem genau 100 Jahre vorher bereits die Verwaltungstrennung formell ausgesprochen war. Nur ein Teil der heutigen holländischen Provinz Limburg blieb noch am Reiche haften und hielt sich daran, wenn auch nicht praktisch, so doch der Form nach, bis zur Auflösung des Deutschen Bundes (1866) bzw. der Londoner Konferenz im Jahre 1867. Damit endete für den Ostteil des Limburger Bistums (Maastricht und Umgebung) gehörten nicht zum Bunde!) der auf die Dauer unmögliche Zustand, aus reinen Formalitätsgründen zwei verschiedenen Staaten anzugehören.

Es kam dann die napoleonische Zeit, die auch die Niederlande mit der französischen Einheitsfarbe überdeckte und jede Eigenkultur zu erlöschn drohte.

Bei der Wiedervereinigung Südniederlands mit dem Norden im Jahre 1815 waren dann leider die beiden Hälften desselben Volkes bereits soweit voneinander entfremdet, daß sie sich gegenseitig kaum noch anerkennen konnten. Zudem hatte der Wiener Kongreß den Kapitalen Fehler gemacht, die artfremden Wallonier mit in das neugegründete Königreich der Niederlande hineinzuziehen. So wurde ein böser Keim gleich von Anfang an mitgebracht, der sich allmählich zu einer Dornenrute entwickeln sollte. Dazu kamen einige Verwaltungsfehler des gutmeinenden, aber etwas eigensinnigen holländischen Königs Willem I. und . . . die Revolution war nicht mehr zu verhindern (1830); sie führte nach neunjährigem Unterhandeln schließlich zu der jetzigen Grenzregelung zwischen Holland und Belgien.

Natürgemäß hätte die Trennungslinie gezogen werden müssen, man würde heute sagen: entlang der Volkstums- und Sprachgrenze. Damals waren jedoch die Geister nicht reif für so etwas Einleuchtendes. Man dachte nicht völlig, sondern staatlich. Das Drama flämischer Hölrigkeit nahm damit seinen Anfang. Aber auch die Auflebung baggen, besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, keimte auf und wuchs kräftig heran. Über die Grenzspähle hinweg wurden neue Beziehungen zwischen den beiden niederländischen Volksteilen angebahnt, besser gesagt: zwischen den drei Teilen, denn das bereits um 1672 herum durch



Auhn. Mantler

Nordisches Blut auf den Bauernhöfen der Friesischen Inseln. Großmutter des Mädchens aus dem Umklagbild

Kongreß den Kapitalen Fehler gemacht, die artfremden Wallonier mit in das neugegründete Königreich der Niederlande hineinzuziehen. So wurde ein böser Keim gleich von Anfang an mitgebracht, der sich allmählich zu einer Dornenrute entwickeln sollte. Dazu kamen einige Verwaltungsfehler des gutmeinenden, aber etwas eigensinnigen holländischen Königs Willem I. und . . . die Revolution war nicht mehr zu verhindern (1830); sie führte nach neunjährigem Unterhandeln schließlich zu der jetzigen Grenzregelung zwischen Holland und Belgien. Naturgemäß hätte die Trennungslinie gezogen werden müssen, man würde heute sagen: entlang der Volkstums- und Sprachgrenze. Damals waren jedoch die Geister nicht reif für so etwas Einleuchtendes. Man dachte nicht völlig, sondern staatlich. Das Drama flämischer Hölrigkeit nahm damit seinen Anfang. Aber auch die Auflebung baggen, besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, keimte auf und wuchs kräftig heran. Über die Grenzspähle hinweg wurden neue Beziehungen zwischen den beiden niederländischen Volksteilen angebahnt, besser gesagt: zwischen den drei Teilen, denn das bereits um 1672 herum durch

Frankreich geraubte Land zwischen Dünkirchen und Hazebroek hat ja auch seine niederländischen Bewohner und gehört also mit zum alten Stamme. Ob die kulturelle Einigung der drei Stammesteile zur politischen Einheit führen wird — die Zeit wird es lehren.

Seit einiger Zeit ist in den Niederlanden ein weiteres Volkstammesproblem im Entstehen begriffen; es ist die Unterbringung der ständig zunehmenden Bevölkerung und die Erntepflichtbeschaffung für das heranwachsende Geschlecht. Es soll hier besonders von den agrarischen Verhältnissen die Rede sein, da die zweite erwähnte Studie, aus der Feder von W. L. van Nieuwenhuisen, sehr eingehend gerade den großen Mangel an landwirtschaftlichem Grund und Boden behandelt.

Es sei vorausgeschickt, daß Holland und Belgien nicht nur die am dichtesten besiedelten Länder Europas sind, mit 240 bzw. 270 Bewohnern je qkm (vgl. Deutschland 140 und Frankreich 70 je qkm!), sondern daß die Volkzählung auch bis in die neueste Zeit hinein in starkem Zunehmen begriffen ist. In Belgien betrifft dies jedoch nur den flämischen Volksteil, denn die Geburtenfruchtbarkeit hat in der Wallonie bereits umgekehrt den gleichen Tiefstand erreicht wie in Frankreich. Die Flamen liefern schon seit Jahren die für Belgien notwendigen Lebensstoffe; die flämischen Provinzen Westflandern, Ostflandern, Antwerpen und Limburg haben einen erheblich größeren Bevölkerungszuwachs als die wallonischen: Lüttich, Genegau und Namur. Die Provinz Brabant hat ein zu sehr gemischtes Gepräge, um als Ausgangspunkt für die vorliegenden Betrachtungen dienen zu können.

Dagegen können die nördlichen Niederlande zu genauem Vergleich herangezogen werden. Für das Jahr 1938 ergibt sich beispielsweise folgendes

Land	Geburten	Storbefälle	Wartarliche Bevölkerungszunahme
Holland . . .	20,5	8,5	12,0 plus
Italien . . .	23,0	13,9	9,7 "
Deutschland . . .	19,7	11,7	8,0 "
Dänemark . . .	18,1	10,4	7,7 "
Norwegen . . .	15,8	10,0	5,8 "
Schweiz . . .	15,2	11,6	3,6 "
England . . .	15,1	11,6	3,5 "
Schweden . . .	14,9	11,5	3,4 "
Belgien . . .	16,0	13,2	2,8 "
Frankreich . . .	14,6	15,4	0,8 minus

alles auf je 1000 Bewohner gerechnet.

Das Mißverhältnis der beiden westeuropäischen Extreme ist geradezu verblüffend: einerseits das weiträumige und außerdem dünn besiedelte Frankreich ohne Geburtenüberschuß, andererseits Holland, engbegrenzt, überbevölkert und mit höchster Überschußzahl!

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß das kleine holländische Volk es bereits zu 8 Großstädten gebracht hat:

Amsterdam . . . . .	790 000	Einwohner
Rotterdam einschl. Vororte . . . . .	710 000	"
Haag einschl. Vororte . . . . .	550 000	"
Utrecht . . . . .	165 000	"
Haarlem . . . . .	140 000	"
Groningen . . . . .	120 000	"
Eindhoven . . . . .	110 000	"
Tilburg . . . . .	100 000	"

Die Gesamtzahl der Holländer beträgt heute rund 9 Millionen, die der Flamen dürfte, auf Grund der nicht ganz zuverlässigen Muttersprachen-Statistik geschätzt, annähernd

5 Millionen betragen. Diese 14 Millionen sitzen auf kleinem Raum dichtgedrängt zusammen. Woher leben sie in Friedenszeiten? Von der Industrie, vom internationalen Handel, vom Überfluß der Kolonien, von Kapitalerträgen im Auslande, von der Fischei und von der Landwirtschaft. Natürlich bestehen nebenher noch verschiedene kleinere Erwerbszweige. Diezen allen ist die Möglichkeit gegeben, sich weiter auszudehnen und somit weitere Millionen Volksgenossen zu ernähren, leider mit einer Ausnahme: der Landwirtschaft. Es sind ihre Grenzen gesetzt durch den Raummangel. In dieser Hinsicht kann bereits von einem Notzustand gesprochen werden und die Hilfskräfte mehren sich, denn das heranwachsende junge Bauerngeschlecht hat ein Anrecht auf eine menschenwürdige Existenz im eigenen, bäuerlichen Lebenskreis oder zum mindesten im verwandten Gärtnerkreis. Die bereits fruchtig angefaßte Urbarmachung von Ödland und die Trockenlegung größerer Sumpfländle und Wasserflächen kommen dieser Not sicherlich in erheblichem Maße entgegen, aber in wenigen Jahren sind diese Möglichkeiten erschöpft. Zu diesem Ergebnis kommt auch der ungenannte Schreiber eines Artikels in der holländischen Zeitung Telegraaf vom 6. Dezember 1940, der die Provinz Noordbrabant zum Gegenstand seiner Studien gemacht hat und welcher der Meinung ist, daß die große Landfläcken-Krise durch Ueulandgewinnung höchstens um 25 Jahr verschoben werden kann. Eine durchgreifende Lösung sieht er z. Bz. nicht. — Auch im Artikel des W. L. van Nieuwenhuisen in der Zeitschrift Dieetsche Gedachte erscheint die Raumnot auf das deutliche. Einige kurze Auszüge aus dieser Arbeit mögen hier folgen:

„Im vergangenen Jahre hat der katholische Bauern- und Gärtnerverband im eigenen Kreise eine Untersuchung stattfinden lassen, die unsere volle Aufmerksamkeit verdient. Es hat sich dabei herausgestellt, daß schon allein in jenem Kreise 15 000 junge Bauern (man beachte: Bauernsöhne, keine Gehilfen) müßig herumliegen, bereit und fähig, um einen eigenen Betrieb und eine eigene Familie zu gründen, jedoch daran verhindert durch das völlige Fehlen des landwirtschaftlichen Bodens. Dies bedeutet für ganz Holland ungefähr 40 000 junge Bauern, die in der gleichen Lage sind (nach der Jtg. De Tijd: vorsichtig geschätzt wenigstens 35 000). Haben wir uns schon gut klargemacht, welche Bodenfläche für diese 40 000 Bauernsöhne nötig sein würde?“

„Auf Grund verschiedener Unterlagen, sowohl aus Deutschland als auch aus Holland und anderswo, ist mir deutlich geworden, daß unter diesem Breitengrad für eine so intensive und ökonomisch wie mögliche Siedlung der Bauernhof von durchschnittlich 15 Hektar der am meisten wünschenswerte erscheint, da der Bauer diese Fläche mit eigenen Kräften bearbeiten kann, ohne fremde Hilfe, außer in Hochsaisonzeiten. Dies bedeutet für 40 000 Bauern 600 000 Hektar = 6000 qkm. Auf dem trockengelegten Zuiderseland rechnet man, daß die Gesamtbevölkerung ungefähr das Doppelte der Bauernbevölkerung im engeren Sinne betragen wird. Auf „reinem“ Terrain bedeuten also 40 000 bäuerliche Anwesen mit je 6 bis 7 Bewohnern eine Gesamtbevölkerung von ungefähr einer halben Million. In dem Werk von Mr. Kam über den Wieringermeerpolder wird die ebengültige Einwohnerzahl dieses 20 000 Hektar großen trockengelegten Gebietes auf 20 000 geschätzt, also ein Bewohner je Hektar. Wie ersichtlich ist, stimmt die weiter oben gemachte Berechnung von insgesamt 12 bis 14 Personen auf 15 Hektar vortrefflich damit überein.“

„Diese Beispiele erläutern genügend, wieviel Boden für unsere 40 000 Jungbauern erforderlich ist. Jedoch denke man nicht, daß wir dann fertig sind. Zur gründlichen Sanierung bedarf es noch ganz anderer Maßregeln.“

„Nehmen wir an, daß die von Seijmeijer (De emigratie van Nederl. landbouwers naar Frankrijk; erschienen in 1926) genannte jährliche Zuwachszahl von 2000 Bauernsöhnen und 3000 Landarbeitersöhnen das richtige Verhältnis zwischen diesen beiden Gruppen darstellt, dann will das heißen, daß für Vordrienerland in kurzer Zeit nochmals 40000 Bauernhöfe benötigt werden. Was Flantern betrifft, sei darauf hingewiesen, daß die flämischen Landbestelle Belgiens beinahe mit 400 Personen je qkm besiedelt sind (gegen 240 Personen in Reichs-niederland-Holland). Hat also der Norden mit 9 Millionen Einwohnern mindestens 80 000 Bauernhöfe zu wenig, dann können wir für Flantern mit seinen nahezu 5 Millionen

Köpfen sicher mit einer Feldzahl von 50000 Hektar rechnen. Es fehlen in Großniederland also bereits 130 000 Bauernhöfe von 15 Hektar = 195000 Hektar total = 19500 qkm.“

Die Lösung, die van Nieuwenhuijsen vorschlägt, dürfte z. B. noch nicht sprechreif sein.

Möge es den Schöpfern des neuen Europas gelingen, auch das schwerwiegende Problem der Niederlande derartig zu lösen, daß Freund und Feind bei ehrlider Betrachtung sagen müssen: Hier haben Vernunft und Recht zusammengewirkt, um das Bestmögliche zu schaffen.

Anschrift d. Verf.: Mänster i. W., Sittorfstr. 7.

Ottilie Doll:

## Kleiner Beitrag zur Rassenpsychologie der südbayerischen Bauern

Unter der bodenständigen bäuerlichen Bevölkerung Südbayerns kann man Zugehörige zur Nordrischen, Dinarischen, Ostischen und Ostbaltischen Rasse deutlich unterscheiden. Am häufigsten findet man im Westen und in der Mitte des Gebietes, die darin gelegenen Großhöfe allerdings ausgenommen, die Nordische und die Dinarische Rasse rein vor, im Osten findet sich ein stärkerer Ostischer Einschlag (Himmelsgegend und Rassenzugehörigkeit stehen aber natürlich hier in keinerlei Beziehung!) und im Südosten ist ein stärkerer Ostbaltischer Einschlag unverkennbar. — In der Donau entlang finden sich im Südosten auch Zugehörige zur Fällischen Rasse, doch sind diese in einer so großen Minderheit, daß dies hier ganz außer acht gelassen werden kann. — Neben den wenigen die eine oder die andere Rasse rein zur Schau tragenden Menschen, stehen die vielen, die Übergänge darstellen, wobei meist nach der obigen östlichen Einteilung die zwei hauptsächlichsten Rassen daran beteiligt sind.

Neben der am Äußeren feststellbaren Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse, ist natürlich auch das seelische Grundbild, wie es sich aus der seelischen Gesamtverfassung der einzelnen Rassen ergibt, bei einer Zuteilung zu berücksichtigen. Mittels dieses Grundbildes läßt sich dann in einem gewissen Sinne erst die Endsumme im Beurteilen der Rassenzugehörigkeit erzielen. Manchmal werden die, die seelische Zugehörigkeit zu einer Rasse erkennbar machenden Merkmale von den körperlichen ab, stimmen aber doch meistens mit dem, dem Äußeren nach feststellbaren Rassentypus überein. Haar- und Augenfarbe können manchmal irreführen, am sichersten scheinen doch die Kopf- und Gestaltform und der Körperbau über die rassische Zugehörigkeit Aufschluß zu geben, solange das seelische Grundbild verhält bleibt.

Betrachtet man gelegentlich einer ländlichen Menschenansammlung die Bauernleute unseres Gebietes nach rassischen Gesichtspunkten, so fällt einem auf, daß im südbayerischen Bauernvolk allgemein viel Nordisches Blut vorhanden ist. Fast man einzelne Menschen aus einer solchen Zusammenballung dann besonders ins Auge und geht ihrer Persönlichkeit nach, so wird sich in den meisten Fällen herausstellen, daß das Nordische Bluterbe am reinsten bei den Einöbäuern zu finden ist. Ohne Frage sind auch unter den Dörflern manche rein oder doch vorwiegend Nordische Menschen vorhanden, aber häufig sind dies auch wieder Abkömmlinge von Einzelhöfen, die in die Dörfer gebräutet haben mangels einer besseren Auswahl. Sie sind dabei oft im Geltungsrange

etwas herabgestiegen, aber es sind Leute, die keine Rast und Ruhe haben, bis sie wieder in die Höhe kommen. Das sind die Menschen, die in ihrem bäuerlichen Lebenskreis als „Wilde“, „Raucha“ (Rasser) bezeichnet werden. Sie scheinen die beachtliche und beherrschende Rube des Dorflebens etwas zu fördern. Mitbestimmend für den Erfolg ihres Strebens ist allerdings, wie sie es mit dem Scheitern erraten haben, ob die Ehegattin artgemäß das Streben fördert oder demmt. Leider ist es ja unter dem Einfluß der Jahre der Unklarheit und des Durcheinanders auf fast allen Gebieten des menschlichen Zusammenlebens nach dem Bräutigam mehr und mehr auf dem Lande üblich geworden, „blindlings“, wie man so sagt, zu heiraten. Was hier bezüglich der rassischen Zugehörigkeit des Partners gemeint ist. Wenn man nur ein Unterkommen gefunden hat und sein Aufkommen, so war man zufrieden. Früher ist das freilich anders damit gewesen. Da hat man sich die Menschen zuerst auf die rassische Zugehörigkeit angesehen, wohl zunächst unbewußt, oft herausgefunden, das man nicht zusammen wohnt haufen können. Und gestügt auf den noch unverbodenen rassischen Instinkt pflegte auch hierin, nicht bloß im Wirtschäftlichen also, die Liebe meist auf den rechten Fleck zu fallen. Hat es hierin aber einmal doch gefehlt, so waren Ausreue der Mißbilligung von seiten der nur mittelbar beteiligten Dorfgensossen, daß einer in eine solche „Rast“ heiratet, sofort laut geworden. Das mangelnde Unterscheidungsvermögen wurde damit feinstens erlegt. „Liebe und mehr“ ist oben gesagt worden, daß sich dies geändert, also doch nicht ganz ausschließlich. In vielen Menschen ist das rassische Empfinden wach und klar geblieben und diese haben unter allen Umständen danach gestrebt, auch in dieser Hinsicht die rechte Ergänzung fürs Leben zu finden. Wiedermur sind hierin die Großbauern dem überleierten alten Gutes am ehesten treu geblieben. Man ist fast versucht, dazu zu sagen: Adel verpflichtet eben!

Das ist zum größten Segen unserer bäuerlichen Gemeinden gewesen. Die Vorkämpfernden, die führenden Menschen stellt nun einmal die Nordische Rasse. Die Dinarische Rasse ist Meisterin des Beharrens, sie ist zwar eine treue und unbestechliche Hüterin des Überkommenen, aber mißtrauisch allen Änderungen gegenüber. Allerdings, sie bewahrt nicht begliedig genießend, sondern jeberzeit hart kämpfend und sich abmühdend. So ergänzen sich die beiden Hauptgruppen unseres Gebietes im gemeinschaftlichen Zusammenleben recht gut, was man jedoch vom engen bäuslichen Zusammenhalt nicht immer sagen kann.

Nordisches  
Blut auf den  
Höfen der  
Steiermark



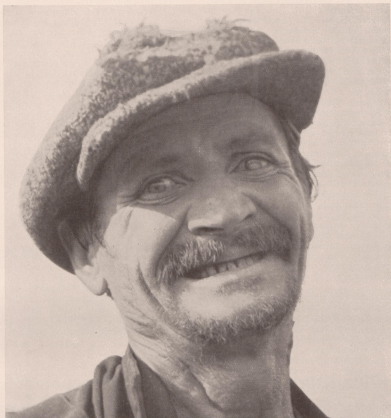
Jung-  
bauer:  
Selbstes  
Volk

Aufn.  
Otto Kolar

Wie erwähnt, stellen die Großbauern den Hauptanteil an Nordischem Blut in unsern ländlichen Gemeinden. Wie wahre und echte Könige sitzen sie auf ihren Höfen. Zwar zehren sie keineswegs etwa vom Überfluß, sondern sie herrschen und dienen zugleich. Sie herrschen: das heißt, sie sind es, die zu den Neuerungen den Anstoß geben und die Kleineren Befolger mitschieben, wenn es gilt, eine Verbesserung durchzuführen. Dies ist zwar mehr im ideellen, denn im materiellen Sinne zu verstehen. Das Herrschen ist da, wo jeder, wenn auch über wenig, aber doch über einiges selbständig verfügen kann, jeder seine eigene Haustüre zumachen kann, wenn es ihm beliebt, hinter der ihm dann niemand mehr etwas drein zu reden hat, nicht so leicht. Zumeist und zunächst läuft das Herrschen deshalb darauf hinaus, daß man stark genug ist, den Spott der Mehrheit auf sich zu nehmen. Man muß also zuerst die Kosten einer Neuerung, das Risiko des Versuchs allein zu tragen bereit sein und den andern, den Jüngern, auf eigene Kosten den Beweis liefern, daß es sich um etwas Gutes und durchaus allgemein Anwendbares handelt. Und dies tun die Großbauern denn auch. Anders wäre es wohl unmöglich, den Fortschritt in der landwirtschaftlichen Erzeugung anzutreffen, wie er tatsächlich für die größere Mehrheit der Betriebe, die in dem von uns in Betracht gezogenen Gebiete liegen, in der letzten Zeit festzustellen gewesen ist. Einer ist da vorangegangen, und es ist ein Glück, daß solche Nordische Bauern doch fast über das ganze Gebiet verstreut anzutreffen sind, aber es ist wohl erkennbar, wo sie in der Mehrheit, wo in der Minderheit sind.

Und ist der Bauer wohl in der Tat wie ein König, wie er so frei und seinem eigenen Ermessen überlassen herrscht auf seinem Hofe, so ist er doch auch ein Mensch und als solcher in die bäuerliche Gemeinschaft, wie sie ein Gemeindeverband darstellt, hineingestellt, und ganz sicher mag er sich auch nicht immer wohl fühlen bei all den abfallenden Urteilen. Wohl geschieht dies meist hinter seinem Rücken, offen wagen die Kleinen (in mehrfacher Beziehung) dem Großen (auch wieder vielfältig zu verstehen) ihre Meinung über sein dem Neuen aufgeschlossenes Handeln nicht zu sagen. Aber sie bringen ihren Mißmut, der aus dem Trog der Abseitigen geboren ist, so ans Licht, daß der andere davon hören kann. Der Bauer bräuhete da als Herrscher wohl auch hin und wieder den Beistand von Ministern. Solche findet er, wenn ihm das Glück gleichrangiger Nachbarn beschieden ist, in diesen denn auch. Aber das Glück ist selten im Leben, und wo es an solchen Nachbarn fehlt, ist er eben ganz auf sich gestellt und muß es wagen. Daraus wird ersichtlich, wie sehr er im Grunde doch, ganz abgesehen von all der schweren Arbeit, an der er sich als Bauer immer auch selbst mit allen Kräften beteiligen wird, dienen muß. Er dient mit seinem Wagenwohl, zunächst seinem eigenen Besitz, dem üblichen Fortbestand seines Geschlechtes, aber ebenso sehr auch seinen Standesgenossen, den andern Bauern und Bäuerlein seiner Heimatgemeinde. Es ist nicht schwer, wenn man eine besonders fortschrittliche Gemeinde irgendwo antrifft und nach dem Beispiel des Meisters darin suchen will, sich im vornherein ein Bild von

Land-  
streicher:  
Fahrendes  
Volk



ZuIn.  
Otto Kolar

Mischung  
der ver-  
schiedenen  
Rassen bei  
einem Land-  
streicher auf  
den Straßen  
der Steier-  
mark

diesem zu machen. Hat man ihn gefunden, dann ist es auch kein Zufall, daß einem fast stets ein hochgewachsener Mann entgegentritt mit ausgeprägten Merkmalen der Nordischen Rasse.

Es kommt auch vor, daß die Neuerung nicht sofort den erhofften Erfolg bringt. Der Draufgänger muß sich gedulden, oft längere Zeit, bis er einen Erfolg seines Unternehmens erfahren kann; um so lauter ist dann das Aburteilen der hinter ihm Zurückgebliebenen. „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“, so geht es ihm dann. Doch könnte der betreffende Bauer dann meist (benn ein Nordischer Mensch, der dazu ein bedächtiger Bayer ist, ist kein wilder Draufgänger) bald zu den andern sagen: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Doch kommt der unternehmende Fortschrittler meist auch dann zu keinem Lachen, wenn er doch allen Grund dazu hätte. Es setzt ja dann meist der Neid der andern ein, und er muß nun in aller Ruhe die andern aufklären und unterrichten und dazu zu bewegen suchen, daß sie seinem Beispiel nachfolgen und den gleichen Gewinn schließlich ernten können. Dies tut er um des Friedens in der Nachbarschaft willen und wohl auch, weil ein bäuerlicher Mensch sich selbst meist ganz zuletzt erst einen Erfolg zuschreiben magt. Es spielen ja so viele unberechenbare Nebenumstände eine Rolle im bäuerlichen Tages- und auch Lebenswerk, daß man gern persönlich

zurücksteht, wenn es nur gelingen will. Ruhe und Ausgeglichenheit ist meist ein hervorragendes Merkmal dieser Menschen, wobei das Wagen und Abwarten das rassistische Erbe hierin verstärkt haben mag. Ein ganz klein wenig sind diese Leute allerdings auch Spötter. Sobald sie wieder sicheren Boden unter dem Unternommenen verspüren, regt sich der Übermut einer gewonnenen Schlacht in ihnen. Das wissen die andern auch sehr wohl und benehmen sich, sobald ein Erfolg offenkundig geworden ist, so, daß der Spott sie nicht zu hart trifft. Dafür sind ja die Wageunmutigen besonders empfindlich.

In den Höfen, die da einzeln oder auch zu zweien und seltener zu dreien, stattlich zwischen den Tälern, noch lieber aber auf den Höhenrücken der bayerischen Hochebene liegen, da ist auch ein warmer Hort für die Vaterlandsliebe und die Erhaltung von alten Bräuden und Brauchgut. Daran, was der Nordische Bauer von seinen Vorfahren überkommen hat, hält er fest, soweit es sich nicht um den Fortschritt in der Wirtschaft handelt. Das ist verständlich. Hat er doch in seiner persönlichen Selbstsicherheit sich alten Bauernstolz zu wehren gewußt und ist dadurch in der Lage auf das Andersartige neidlos zu schauen. Es ist deshalb gewiß auch kein Zufall, daß in diesen Höfen bald die treuesten Anhänger der nationalen Bewegung und des völkischen Aufstieges anzutreffen gewesen sind. so vielen schwerwiegenden Widerständen zum Trotz.



Sat der Bauer eine ihm gleichgeartete Frau gefunden, so wird biese, ihrem Ehegatten gleich, wie eine Königin im Kleinen sich innerhalb der Dorfgemeinschaft zu benehmen wissen. Sie ist die stille Gebieterin vieler guter Gaben, dort wo es not tut, denn es gebührt zur Ehrenpflicht eines Hofes, daß er für die unter ihm Stehenden mitforgt, soweit es recht und billig ist. Es ist hier ein Nest des alten Freisassenums noch lebendig, das für seine Hinterlassen zu sorgen sich verpflichtet gefühlt hat. Die Bäuerin ist sparsam mit allen Worten (guten wie bösen), das gebührt sich so für sie. Sie muß sich stets in der rechten würdigen Weise benehmen, deshalb liebt sie allen Klatsch und ist letzten Endes doch über alles unterrichtet. Der bloße Zuschauer muß wirklich oft staunen über die angemessene Würde, mit der sich eine solche Bäuerin stets artgemäß zu benehmen weiß, mag sie nun sitzen, gehen oder stehen. Wer der Bäuerin einen Dienst erweist, und es ist für die meisten, die dem Beiz nach unter ihr stehen, eine Ehrensache, die Gelegenheit dazu zu haben, der weiß, daß er seinen vollen und rechten Lohn dafür auf jeden Fall erhalten wird. Sie wacht mit einer unermüdlichen strengen Milde über die Ehre ihres Hauses, aber alle, die dazu gehören, mögen es die eigenen Kinder oder die unter ihr arbeitenden Diensthofen sein. Meist ist sie die erste, die morgens aus der Kammer kommt, denn es ziemt sich nicht, ein schlechtes Beispiel zu geben. Auch ist sie gern die Letzte, die abends sich zur Ruhe begibt, denn sie will sich mit dem Bewußtsein schlafen legen, daß alles auf dem Hofe in Ordnung ist.

Wenn Mann und Frau auf einem Hofe zusammenpassen, dann ist es im gewissen Sinne eine Art Hofhaltung ganz im berechnungsmäßigen Sinne, die sich dort abspielt. Es versteht sich, daß es unter den heutzutage Männen eine ziemliche Spannung bedeutet, wer wohl auf dem oder

jenen Hofe einmal Bäuerin werden wird. „Aber“, so sagen die Bauern, „das ist nicht einem jeden gegeben, dazu muß man geboren sein!“ Es ist gewiß, daß sie bei dieser Redensart keineswegs daran denken, daß man ebenbürtig in wirtschaftlicher Hinsicht dazu sein muß. Redet man weiter darüber, dann kommt heraus, daß eben der, „der es nicht in sich hat, es auch nicht in sich hineinbringen kann“.

Es bedeutet sowohl für den Fortschritt in den landwirtschaftlichen Betrieben, als auch für die Erhaltung alten Erbgutes viel, ja sehr viel sogar, daß die Vorbildliche Art im bayerischen Bauernland nicht geschwächt werde. Dies dürfte aus den vorliegenden Ausführungen, die sich durchaus auf das wirkliche Leben stützen, wohl hervorgehen sein. Am meisten wird hierzu vermögen, daß die Hofkämmlinge aus solchen Familien früh genug auf die Wichtigkeit einer artgemäßen Gattenwahl hingewiesen werden. Es sind in dieser Beziehung schon einige wertvolle Schritte getan worden, aber sie haben ihre Wirkung noch nicht bis ins Volk hinein erstrecken können. Die Bauern von heute sind mehr denn je aufgeschlossen dafür, daß ihnen der rechte Weg gewiesen werde zu einem vollbärtigen deutschen Bauerntum. In sich braucht es dazu so vieler Worte nicht, um das Verständnis für das Erstrebenswerte zu wecken, aber es braucht sie am rechten Orte, damit sie wirken können. Damit ist vor allem gemeint, daß es nicht genug sei, wenn die Städter über diese Fragen aufgeklärt sind und diese Befehde wissen über den Stand und die wünschenswerten Verbesserungen im Bauerntum. Die gewonnenen Einsichten und Erkenntnisse weiterzuleiten, zur Anwendung zu bringen außerhalb des Kreises der Theoretiker, das ist die dankenswerte Aufgabe, die hier vor den Freunden unseres Volkes liegt.

Anschrift d. Verf.: Stern bei Großweil-Obb.

## Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

**Die Bevölkerungslage der neuen Ostgebiete.** Das Statistische Reichsamt veröffentlicht Zahlenmaterial über die Neugliederung im Osten des Reiches. Die nach dem Zerfall des polnischen Staates in das Reich eingegliederten Ostgebiete samt Danzig umfassen 93 900 Quadratkilometer mit rund 10 Millionen Einwohnern. Damit hat das Deutsche Reich (ohne das Protektorat Böhmen und Mähren) jetzt rund 681 000 Quadratkilometer mit rund 90 Millionen Einwohnern. Die übrigen von den deutschen Truppen besetzten polnischen Gebiete bis zur deutsch-sowjetrischen Interessengrenze bilden das Generalgouvernement mit 96 000 Quadratkilometern und 10 1/2 Millionen Einwohnern.

Der Reichsgau Danzig-Westpreußen steht unter den Gebieten mit mehr als zwei Millionen Einwohnern nach seiner Einwohnerzahl von 2,2 Millionen an letzter Stelle im Reich. Etwa die gleiche Größe hat die Provinz Pommern mit 2,4 Millionen. Der Reichsgau Wartheland hat 4,5 Millionen Einwohner und steht damit an sechster Stelle. Die Einwohnerzahl der Provinz Schlesien erhöht sich auf 7,5 Millionen. Sie wird damit nur noch von der Rheinprovinz und von Bayern übertroffen.

Im den östlichen Reichsteilen liegen zwölf Großstädte. Zu den bisher schon vorhandenen fünf Großstädten Königsberg, Breslau, Glinberg, Gleiwitz und Beuthen sind sieben Großstädte hinzugekommen, nämlich Danzig mit rund 256 000 Einwohnern, Bromberg mit 133 000, Ligmannstadt mit 748 000, Döfen mit 299 000, Königsbrunn mit 130 000, Rattowitz mit 127 000 und Sosnowitz mit 126 000 Einwohnern.

**USA.-Bevölkerung nach der Zählung von 1940.** Die diesjährige Volkszählung in den Vereinigten Staaten hat verschiedene Tatsachen ergeben, die den Sozial- und Wirtschaftspolitikern zu denken geben.

Dazu gehören vor allem ein auffallendes Sinken des Verhältnisses des Bevölkerungswachstums, im Zusammenhang mit der schrumpfenden Geburtenziffer und der nachlassenden Einwanderung, Abwanderung aus den Großstädten und Dezentralisation der Industrie. Aussergewöhnliche Zunahme zeigt nur die Bundeshauptstadt Washington; Neuyork hat eine leichte, aber größere Zunahme aufzuweisen als viele andere Städte, Philadelphia und 29 andere Städte verzeichnen eine Abnahme. Der Verhältnis des Gesamtwachstums in den 10 Jahren zwischen der Volkszählung von 1930 und der von 1940 dürfte sich um 7 v. H. bewegen, gegenüber 16,1 v. H. im Zeitraum zwischen den beiden vorletzten Zählungen; das läßt ein Sinken der Wachstumsziffer in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Ein weiteres Anhalten dieses Tempos würde für die Zeit um 1980 einen Stillstand in der Bevölkerungszunahme und eine durchgehende Umgruppierung der Altersschichten ergeben, mit ähnlichen Erscheinungen, wie sie das heutige Frankreich aufweist. Das Schwergewicht der Bevölkerung hat sich weiter nach dem Süden und Westen des Landes verschoben. Vor 50 Jahren lebten in den Neuländern, Mittelatlantik und den nördlichen Mittelgebieten 63 v. H. der Gesamtbevölkerung, heute nur noch 37,8 v. H. Diese Verschiebung, die nur 3. T. auf Wanderungsbewegung beruht, 3. T. aber auf der unterschiedlichen Fortpflanzung, muß auf ihre Be-

deutung für die rassistische Zusammensetzung der USA. hin beobachtet werden.

**Ein vorbildliches bevölkerungspolitisches Anschauungsmaterial** wird jetzt in Bayern sowohl für den Unterricht in den Schulen, wie für die Schulungsarbeit der Partei erstmals erstellt, indem die Alters- und familienstandsgliederung der Bevölkerung für jeden einzelnen Stadt- und Kreis und für jeden einzelnen Landkreis bildlich dargestellt bezogen werden kann. Es handelt sich um Blätter im Format 61 x 76 cm, die den Altersaufbau des Heimatortes (für jede Stadtgemeinde über 10000 Einwohner, dagegen für Landkreise aufgeteilt nach der Summe der kleineren und größeren Gemeinden) enthält. Bei der Wichtigkeit des Altersaufbaus, der dem aufmerksamen Beobachter eine Fülle von Erkenntnissen über die Bevölkerungsentwicklung in der Vergangenheit und die Dynamik der künftigen Bevölkerungsentwicklung vermittelt, ist damit ein Anschauungsmaterial von unmittelbarer Ueberzeugungskraft gegeben. Zum Vergleich des heimischen Altersaufbaus mit dem von ganz Bayern und dem des Deutschen Reiches, werden auch diese auf gleichen Blättern geliefert. Die Karten sind beim Bayer. Statistischen Landesamt, München, Ledenfeldstr. 1, erhältlich.

**Ortsgesellschaft Prag der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene.** In Prag wurde im Rahmen einer großen rassenpolitischen Kundgebung in Anwesenheit von Staatssekretär H-Gruppenführer B. S. Frank, Kreisleiter Ing. B. Šeb, Unterstaatssekretär SA-Brigadeführer Dr. von Burgsdorf, der Direktoren der deutschen Hochschulen, sowie zahlreicher anderer Vertreter von Staat, Partei und Wehrmacht eine Ortsgesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene gegründet. Den Festvortrag hielt Staatsrat Prof. Dr. B. Hel, Rektor der Friedrich Schiller-Universität in Jena und Leiter des staatlichen Gesundheits- und Rassenwesens in Thüringen, über die „Volks- und rassenpolitische Bilanz der Staatsführung Adolf Hitlers“. Der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene Prof. Dr. E. Rübin betrie den Direktor des Institutes für Leib- und Rassenhygiene der Deutschen Karls-Universität SA-Oberführer Prof. Dr. B. Thums zum Vorsitzenden der neuen Prager Ortsgesellschaft.

**Ehevermittlung für Unfruchtbar Gemachte.** Ergänzungen zu unserer gleichnamigen Mitteilung in Heft 4. Der Reichsminister des Innern hat durch einen Rundschreiben vom 23. 1. 41 die Frage der Ehevermittlung für die Unfruchtbar Gemachten geregelt. Danach sind für das ganze Reichsgebiet als Ehevermittlungstellen vorgesehen:

1. Die Reichsstelle für Eheberatung und Ehevermittlung beim Hauptgesundheitsamt der Stadt Berlin, Abt. V, in Berlin C, Spanbauerstraße 17 und

2. die Ehevermittlungsstelle bei der Gauleitung Sachsen der NSDAP, Rassenpolitisches Amt, Dresden-A, Bürgerwiese 24.

Diese vorgenannten Stellen kommen für solche Fälle in Betracht, die durch eine in verschiedenen Gauen bestehende örtliche Vermittlung nicht erledigt werden können, bzw. in deren Gauen eine Vermittlungsstelle überhaupt nicht besteht.

Um den an und für sich etwas engen Rahmen der Ehevermittlung bei der ausschließlichen Einbeziehung Unfruchtbar Gemachter zu erweitern, bestehen keine Bedenken, daß diese Vermittlung von den einzelnen Gesundheitsämtern auch auf Ehen mit einer natürlich unfruchtbar oder in der Fortpflanzungsfähigkeit beschränkter Person oder mit einem Partner, auf dessen Nachkommen die Volksgemeinschaft verzichten kann, ausgedehnt werden, sofern

diese zur Führung einer geordneten Ehe imstande sind.

Von Interesse ist noch, daß die sächsische Ehevermittlungsstelle, die übrigens von der Untergruppe Sachsen des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst begründet und auch heute noch von dort aus betrieben wird, bereits seit dem Sommer 1936 Vermittlung betreibt und zwar ursprünglich nur für Gebirgsgebärdigte. Der Begründer der Stelle ist der Taubstummenlehrer Weinert.

**Juden in Jugoslawien.** Über die Zahl der in Jugoslawien lebenden Juden sind bisher kaum genaue Daten veröffentlicht worden. Allerdings ist sie keine so entscheidende Rolle wie in den anderen Balkanländern. Sie konzentrieren sich im wesentlichen in den größeren Städten; daneben verfügen sie über größere Besitzungen in den ehemals ungarischen Gebieten. Von den etwa 70000 Juden in Jugoslawien leben nur 1/2 auf dem Lande.

**Die Judenfrage in Rumänien.** Der Gesetzentwurf über die rechtliche Stellung der Juden in Rumänien enthält eingehende Bestimmungen darüber, wer als Jude zu gelten hat. Darnach sind auch die getauften Kinder ungetaufter jüdischer Eltern oder eines ungetauften jüdischen Vaters und die unehelichen Kinder jüdischer Mütter als Juden zu betrachten. Jüdische Frauen, die mit Christen verheiratet sind, werden als Jüdinnen angesehen, wenn sie nicht mindestens 1 Jahr vor Erheiraten des Gesehens zum Christentum übergetreten sind. Kein Jude, zu welcher Kategorie er auch gehören mag, darf Landbesitz erwerben oder sich einen rumänischen Namen zulegen. Das Gesetz sieht strenge Strafen für diejenigen vor, die versuchen, ihre jüdische Abstammung zu verheimlichen. Durch eine weitere Verordnung werden Eheschließungen zwischen Juden und Mäuserumäninnen verboten. Die zwischen Juden und Christen geschlossenen Ehen können für ungültig erklärt werden.

Der Führer der rumänischen Jugendorganisation „Wacht des Landes“ erließ eine Verordnung, nach der nur christliche rumänische Staatsbürger Mitglieder der Organisation sein dürfen.

Darnach dürfen nicht aufgenommen werden: Juden, auch wenn sie getauft sind, die Frauen von Juden, auch wenn sie Rumäninnen sind, oder die Frauen von Rumänen, die als Jüdinnen geboren und später getauft sind.

Zusammengestellt von S. N. Bla u und der Schriftleitung.

**Nachwort zu „Krieg und Auslese“.** Mein Aufsatz „Krieg und Auslese“ in Heft 10/1940 hat zu Mißverständnissen Anlaß gegeben, die bei der Bedeutung der Sache einer Erklärung bedürfen. Ich stelle deshalb folgendes fest:

Auch nach meiner Auffassung führt der Krieg zu einer Gegenauslese. Was ich bestreite, ist aber, daß die sog. Technisierung des Krieges diese Gegenauslese verstärkt habe. Die vielfach vertretene Auffassung, daß der moderne Krieg in stärkerem Maße gerade den heroischen Menschen treffe, müßte erst noch bewiesen werden. Die Entscheidung zwischen diesen entgegengesetzten Auffassungen wird erst dann fallen können, wenn Klarheit darüber gewonnen sein wird, was unter den Begriffen „moderner Krieg“, „heroischer Mensch“, „Technisierung des Krieges“, zu verstehen ist und welche Eigenschaften diesen heroischen Menschen jetzt mehr als in früheren Kriegen der Gefahr aussetzen (— falls das wünschbar der Fall ist —) und auf welche Anlagen diese Eigenschaften zurückgehen.

Wenn mein Aufsatz dazu beigetragen hat, alle in Betracht kommenden zu erneuter Nachdenken über diese Fragen veranlaßt zu haben, hat er seinen Zweck erfüllt.

S. J. Lemme.

## Buchbesprechungen

Günther, H. S. K.: „Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Erkräftigung“. 1941. München/Berlin, J. F. Lehmann. 171 S. Kart. RM. 2.80, Lwd. RM. 3.80.

Das Buch stellt gewissermaßen die für weit Kreise und vorwiegend praktische Zwecke gedachte Fortführung der vom gleichen Verfasser stammenden Arbeit „Formen und Urgeschichte der Ehe“ dar. Es ist gleich diesem Buche aus Vorlesungen hervorgegangen. An ausgewählter Verknüpfung der persönlichen Voraussetzungen mit den sozialen Erfordernissen werden alle diejenigen Umstände durchgesprochen, die eine „Gattenwahl zu ehelichem Glück“ begünstigen können. Da die Hauptaufgabe des Buches darin liegt, richtige eheliche Verbindungen derjenigen Menschen zu fördern, die nicht erbkrank sind, die vielmehr zu der großen Menge des Durchschnitts, allenfalls noch zu den Spielbreiten der Norm gehören, treten erbpathologische Gesichtspunkte zurück, ohne jedoch vernachlässigt zu werden.

In einem zweiten Teil wird die „Gattenwahl zu erblicher Erkräftigung“ erörtert, wobei die Erfahrungen der Erblehre aus Siedung und Auslese der Menschen angewendet werden.

Der Verfasser sieht in einer Förderung des Familiengedankens die einzige wirklich sichere Grundlage zur Erhaltung und Verbesserung unserer Art. Auch dieses Buch ist, wie bereits frühere Veröffentlichungen des Verfassers, von einer ungewöhnlich hohen ethischen Warte aus geschrieben. Es wird dazu beitragen, die biologischen Erkenntnisse der letzten Zeit ihres „materialistischen“ Charakters zu entkleiden und sie in sinnvoller Weise mit dem natürlichen und gesunden Empfinden auf lebensgesetzlicher Grundlage zu verknüpfen.

Demgegenüber erscheint es unwissenschaftlich, daß beispielsweise die noch recht problematischen Auffstellungen für eine gegenseitige Ergänzung von Mann und Frau von Bernhard Schulze-Naumburg etwas breit wiedergegeben sind, oder daß etwa gegen die Anwendung des Begriffes „epileptoid“ psychiatrische Bedenken bestehen müssen.

Für eine hoffentlich bald notwendig werdende spätere Auflage darf vielleicht der Wunsch ausgesprochen werden, den Text noch mehr seines wissenschaftlichen Gewandes zu entkleiden und auch alles etwa noch Problematische hinter dem zurücktreten zu lassen, was als gesichertes Ergebnis und als Forderung für Gegenwart und Zukunft einem möglichst großen Kreise gesunder Volksgenossen zugänglich gemacht werden muß, damit der wertvolle Inhalt des Buches möglichst vielen zugänglich und der Zweck noch besser erreicht wird. J. Schottky.

Günther, Hans S. K.: „Formen und Urgeschichte der Ehe“. 1940. München, J. F. Lehmann, 245 S. Preis geb. RM. 5.40, Lwd. RM. 5.40.

Der bekannte Rassenforscher vertritt die Auffassung, daß von jeher als Sinn und Ziel der Ehe die Familie anzusehen ist. Er macht damit front gegen die liberale und marxistische Auslegung gewisser evolutionistischer Lehren, und z. B. von Bachofen und Morgan. Den Hauptstimm der Ehe sieht G. im Schutz der Mutter mit ihren Kindern, also der Familie, die damit in den Dienst der Altererhaltung gerückt wird. Die Ausführungen des Verf. sind deshalb von größter Bedeutung im Sinne der Volkspflege und überdies, auch soweit sie Vaterrecht und Mutterrecht, Seitensverbot, Seitensordnungen u. a. m. betreffen, wissenschaftlich sehr aufschlußreich. C. Steffens.

Gjallner, A.: Die volksbiologische Forschung unter den Siederbürgern Sachsen und ihre Auswirkung auf das

Leben dieser Volksgruppe. 1940. Leipzig, S. Hirzel. Preis brosch. RM. 6.—.

In einer zusammenfassenden kritischen Übersicht über alle volksbiologischen Arbeiten, die bisher über Siederbürger Sachsen gemacht wurden, würdigt der Verf. vor allem die Verdienste H. Siegmunds, der als erster auf die Gefahr des Aussterbens der Sachsen in Siederbürgern hinwies. Auch die eigenen Forschungen des Verf. sprechen eine beredte Sprache, wie stark der Bestand der Siederbürger Sachsen bedroht ist. C. Steffens.

Dimfi, Jdenko: Die südslavische Großfamilie in ihrer Beziehung zum asiatischen Großraum. 1938. Diss. Wien. Verlag Tiskara Kuzma Rožmanic, Agram. 101 S.

Die kurz vor dem Umbruch in Wien fertiggestellte Arbeit ist ein wichtiger und gelungener Bericht über die seit langem in Küderbildung begriffene südslavische Großfamilie („Zadruga“), die bei den übrigen Slawen und den Indogermanen überhaupt einschließlic der Indier auftritt. Der Versuch, die Großfamilie aus „Innerasien“ herzu-leiten und damit die Indogermanen-Väterese stützen zu wollen, ist dem Verf. jedoch mißlungen, weil er es an einer sachlichen Begründung für die Verbindung Großfamilie/Innerasien völlig fehlen läßt. H. Kloiber.

Henning, C.: Leben der Vorzeit. Einführung in die Verfeinerungskunde. 1939. München, J. F. Lehmann. 144 S., 35 Abb. Preis geb. RM. 5.40, geb. RM. 6.40.

Beginnend mit den am weitesten zurückliegenden Lebensformen der Pflanzen, wie auch der Tierwelt, zeigt Verf. die Entwicklung durch alle geologischen Zeitalter hindurch zu immer höheren Formen, die Entfaltung und den Werdegang des Menschenseinlechts bis schließlich hin zu dem Bilde, das die Erde unserer Tage biologisch bietet. C. Steffens.

Krieg, G.: Als Zoologe in Steppen und Wäldern Patagoniens. 1940. München-Berlin, J. F. Lehmann. 197 S., 98 Abb. und 8 mehrfarb. Tafeln. Preis geb. RM. 10.—, geb. RM. 11.40.

Die Schilderungen des Verf. sind so lebendig, z. B. die Beschreibung einer Jagd auf Guanacos, einer Beobachtung von Kondoren und Agutayas, oder auch das Kapitel über den Regenwald und seine Vogelwelt, daß man gar nicht Zoologie so fein braucht, um sehr viel Freude und Gewinn von diesem Buch zu haben, das ein besonderes, persönliches Gepräge erhält durch die zahlreichen guten Tierkizzen. C. Steffens.

v. Steinbach, R.: Der Sieg des Lebens ist der Sinn der Welt. 1940. Leipzig, v. Giese & Köhler. 254 S. Geb. RM. 8.80.

Eine Sammlung von Aphorismen, in der die verschiedenen Fragen der Welt, der Natur- und der Lebensanschauung behandelt werden. Die Haltung des Verf. kann, abgesehen von der Einstellung zu affulken und magischen Dingen, unbedingte beachtet werden. In den Einzelheiten ist der Verf. allerdings der Gefahr der Oberflächlichkeit, die bei dieser Darstellungsweise leicht gegeben ist, nicht immer entgangen; in der Behandlung biologischer Tatsachen findet sich manches Schiefe und Falsche. Diese Mängel sind angesichts der erfreulichen Seiten des Buches sehr bedauerlich. F. Schwanz.